

Künstler:

Monographien



Vantier

reit

Adolf Rosenberg

ND
588
V3R8



UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



Künstler-Monographien

In Verbindung mit Andern herausgegeben

von

H. Knackfuß

XXIII

Dantier

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1897

Don

Adolf Rosenberg

Mit III Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

1897

88794
317/08

NL
523
Ver. 8

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös
ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranfalet von der nur 100 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier
bergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig nummeriert
(von 1--100) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der
Preis eines solchen Exemplares beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser
Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt wird
nicht veranfalet.

Die Verlagshandlung.



M. R. G. 23
Nach einer Aufnahme von C. Lutz in Düsseldorf.

B. W. Müller

Benjamin Vautier.

Die deutsche Genremalerei des neunzehnten Jahrhunderts hat den Höhepunkt ihrer Entwicklung in drei Meistern erreicht, die man stets zusammen nennt, die aber nach ihrer Herkunft wie nach ihrem innersten Wesen von einander grundverschieden sind. Ludwig Mnaus, der aus Wiesbaden gebürtige Rheinländer, hat trotz seiner ersten Erfolge, die tief im deutschen Volkstum, im Leben der deutschen Bauern wurzelten, durch seinen Aufenthalt in Paris Eindrücke empfangen, die ihn allmählich über sein erstes Gebiet hinaus zu einer Universalität trieben, die sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes hobes Ansehen und Geltung verschafft hat. Der zweite, der nur wenige Jahre nach ihm kam, Benjamin Vautier, ist in der französischen Schweiz geboren, aber trotz seiner Abstammung und Erziehung ein deutsch-nationaler Künstler, an dem ein Aufenthalt in Paris spurlos vorübergegangen ist. Dasselbe geschah an dem dritten unserer großen Genremaler, an Defregger, dem das französische Wesen nichts anthat, obwohl er bei seinem ersten Besuche in Paris noch keineswegs etwas als Künstler bedeutete. So sind denn auch Vautier und Defregger, freilich jeder nach seinem Temperament, die erwüchsigsten unserer Genremaler geblieben: der französische Pastorsohn immer hübsch manierlich, zart und sittsam, der tirolische Bauersohn bisweilen fröhlich, wild aufbegehrend, dann aber auch wieder sanft und gemüthvoll. Während aber bei Defregger entweder alles auf einen grimmigen oder scharfkluftigen oder idyllischen Ton gestimmt ist, ohne daß die Charaktere tiefer begründet werden, die feinsten seelischen Regungen gleichsam aus den Augensichtern heraus springen, ist Vautier der zartfühlende Seelenforscher und Seelenkürder, dem sich die

Herzen nur langsam auf gütiges Zureden öffnen, und in dieser gar köstlichen Fähigkeit liegt das Moment, das ihn von Mnaus und Defregger als gleichbedeutende, künstlerische Persönlichkeit unterscheidet.

Benjamin Vautier ist am 24. April 1829 in Morges am Genfer See als Sohn eines Pfarramtskandidaten geboren worden, der dort bis zu seiner Berufung auf eine Pfarrerstelle ein Lehramt verwaltete. „Dort in der herrlichsten Natur, unterm Schatten der Kastanien und Nußbäume, in einem schon fast südlich milden Klima verlebte er seine Kindheit in einer Atmosphäre von Liebe und Wärme, die sich alsbald auch seinem lebhaften und heiteren Wesen als Grundton aufprägten.“ Der Vater war, wie ihn Friedrich Pecht nach den Mittheilungen seines Sohnes schildert, ein frommer, strenggläubiger, aber doch überaus milder und menschenfreundlicher Mann, und die Mutter scheint ebenfalls sehr sanft und gütig, aber auch reich an Phantasie gewesen zu sein. Ihr Bruder vertrat in der Familie das künstlerische Element, indem er in seinen Mußestunden „mit Talent und Leidenschaft zeichnete und malte.“ Wer also etwas von der Vererbungslehre auch im guten Sinne hält, kann annehmen, daß der junge Benjamin vom Vater die äußere Strenge der Form in Verbindung mit innerlich mildem Wesen, von der Mutter die Empfänglichkeit für künstlerische Eindrücke und vom Theim die Fähigkeit, solche zeichnerisch und malerisch festzuhalten, geerbt habe. Zu seiner ersten Jugend bestand seine künstlerische Nahrung freilich nur in der französischen illustrierten Zeitschrift „Le monde illustré“, einem wohlfeilen Blatte, das überall, wo französisch gesprochen wurde, weit verbreitet war und noch ist. Bei dem billigen Preise waren die



Abb. 1. Studie aus Herrschried Hanensteiner Bauer.

Illustrationen sehr roh, und sie hätten auch nicht besser sein können, weil damals der kostspielige und zeitraubende Holzschnitt das einzigeervielfältigungsmittel für den Massenbedarf war. Trotzdem wurde der junge Bantier durch diese Bilder so lebhaft angeregt, daß er schon in seinen ersten Schuljahren zum Ergößen der Kameraden durch Bildnisse oder vermutlich nur Skizzen der Lehrer seinem künstlerischen Drange Lust machte. Die Lage seines Vaters hatte inzwischen einen soliden Grund durch eine Berufung auf die Pfarrerstelle in Noville im Rhonethal erhalten, und daraufhin getraute er sich, den Sohn, in dem er sich einen Nachfolger in seinem geistlichen Berufe erziehen wollte, auf das Gymnasium in Lausanne zu schicken. Aber auch dort, wo der junge Benjamin beinahe fünf Jahre verweilte, machten sich in ihm keine Regungen geltend, die auf einen gelehrten Beruf gedeutet hätten. So war es denn für ihn gewissermaßen ein Glück, als im Jahre 1847 in der Schweiz ein politischer Um-

schwung eintrat, der zunächst in den Wirkungskreis seines Vaters eingriff. Nach der neuen Verfassung durfte sich fortan jede Gemeinde ihren Pastor allein wählen, und Vater Bantier wurde wegen seiner strenggläubigen Gesinnung nicht wieder gewählt. Durch diesen Umchwung in den häuslichen Verhältnissen wurde der junge Bantier ermutigt, bei seinem Vater mit Hilfe seiner Mutter den Versuch zu machen, jenen für einen Berufswechsel günstig zu stimmen, da er sich inzwischen Klarheit darüber gewonnen hatte, daß er zum Maler geboren war. Der Künstlerberuf stand damals bei den auf soliden Erwerb bedachten Schweizern nur in geringer Achtung. Was die Meisten von Künstlern kannten, waren mehr oder weniger arbeitsame Gesellen, die ihr Brot mühsam mit dem Skolorieren von geätzten oder gezeichneten Landschaften verdienten, die sie entweder selbst im Sommer an die Fremden verkauften oder für Kunsthändler auf Bestellung lieferten. Dieser Industriezweig hat sich noch lange in der Schweiz erhalten, bis ihm die Erfindung der Photographie und der darauf beruhenden mechanischen

Reproduktionsverfahren den Garaus machten. Künstler werden hieß also damals in der Schweiz, wie Pecht treffend bemerkt, ungefähr soviel, wie unter die Schaupielere, Stummeiter und Gaukler gehen.

Bantier stieß denn auch bei seinem Vater auf entschiedenen Widerstand, der aber bald von selbst aufhörte, da sich der alte Bantier genötigt sah, in Frankreich eine Pastorstelle zu suchen. Er konnte den Sohn nicht mehr unterstützen, und dieser begab sich, aller Hefeln ledig, nunmehr nach Genf, wo er ein Jahr lang bei einem Maler Namens Hébert Zeichenunterricht nahm und dann, des Broterwerbs wegen, zu einem Emailmaler in die Lehre trat, wobei er sich jedoch zu einer vierjährigen Lehrzeit verpflichten mußte. Er bemalte nun Uhrgehäuse, Broschen und andere Schmuckgegenstände, fand aber in seinen Mühestunden noch Zeit und Lust, auch der hohen Kunst zu dienen, indem er Bildnisse, landschaftliche Aquarelle und Ähnliches malte, die bei Kunsthändlern Absatz fanden. Auch

bildete er sich in der Zeichenakademie des Musée Rath und nahm dort regelmäßig am Abendast teil. Dadurch kam er allmählich mit den Künstlerkreisen Genfs in Berührung. Er lernte durch die ihm wohlwollenden Kunsthandler den Landschaftsmaler Diday, seinen berühmten Schüler Calame, den Geschichtsmaler Lugardon, einen Schüler der Franzosen Gros und Ingres, und den Geschichtsmaler Joseph Hornung kennen. Von diesen bewegte sich aber nur letzterer auf einem Gebiet der Malerei, das demjenigen verwandt ist, auf dem Bantier später seinen Ruhm begründete. Bevor sich Hornung ganz der Geschichtsmalerei zuwendete, hatte er eine Reihe von Genres bildern aus dem savonischen Volksleben gemalt, die wegen ihrer für die damalige Zeit realistischen Auffassung und wegen ihres gehobenen Humors seinen Namen auch über die Grenzen der Schweiz hinaus bekannt machten. Vielleicht hat der Publika dieser Bilder auf die spätere Entwicklung Bantiers mit eingewirkt.

Der junge Mann hatte mit seinen Arbeiten so viel Glück, daß er sich schon nach zweijähriger Thätigkeit als Emailmaler von seinem Lehrmeister für 1200 Francs loskaufte und sich ganz seiner Kunst widmen konnte. Um zunächst malen zu lernen, trat er in das Atelier des oben erwähnten Lugardon, hielt sich darin aber nicht lange auf und malte dann noch etwa zwei Jahre in Genf auf eigene Faust weiter. Um diese Zeit war der geistvolle, aus Lausanne gebürtige Genremaler Jacques Alfred van Wunden nach längerem Aufenthalt in Rom in die Künstlerkreise Genfs getreten, wo er durch seine gemüthlichen und armuthsvollen Bilder aus dem römischen Volksleben bald allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Sein ganzes künstlerisches Wesen, besonders sein feingestimmtes, angenehmes, wenn auch etwas mattes Kolorit übte auf den ihm geistig verwandten jungen Bantier eine starke Anziehungskraft aus, und so wandte sich dieser vertrauensvoll an ihn, um ihn wegen

seiner ferneren Ausbildung, für die ihr Genf nichts mehr zu bieten schien, um Rat zu fragen. Nach Paris, das für die französischen Schweizer damals wie noch heute die hohe Schule der Kunst war, durfte er nicht gehen, weil sein Vater ihm einen Aufenthalt in dem verderbten Paris streng verboten hatte, und so riet ihm van Wunden, es mit München oder besser noch mit Düsseldorf zu versuchen. Bantier entschied sich für das letztere und zog 1850 nach der Waisenstadt am Rhein, wo sich um diese Zeit bereits ein von der Akademie unabhängiges, reich blühendes Künstlerleben entwickelt hatte. Aber für Bantier war damals die Akademie noch das einzig erprobenswerte Ziel. „Sein erstes Debüt war aber, wie Recht nach den Mittheilungen des Künstlers erzählt, nichts weniger als aufmunternd. Er hatte eine Anzahl, wie er glaubte, nicht ganz schlechter, aber nach der französischen, viel verständigeren Art mit Kreuzstrichlagen und vorzugsweiser Ausbildung des Kontours in einfacher und energischer Flächenbehandlung mit genauem



Abb. 2. Studie aus Herrschfried.



Abb. 3. Studien nach Schwarzwälder Bauern.

Studium der Valeurs gezeichneter Akte und Porträte mitgebracht. Mit ihnen präferierte er sich dem Direktor Shadow. Dieser, alt und starr, durch lange Verwöhnung überdies sehr despotisch und pedantisch geworden, schmiß sie trotz der Empfehlung durch einen vornehmen Herrn und persönlichen Freund Shadows, der Bantier in Genf kennen gelernt, verächtlich bei Seite und sagte: „Das ist ja alles unbrauchbares französisches Zeug! Sie müssen ganz von vorne anfangen, wenn Sie etwas Rechtes lernen wollen.“ Das that Bantier nun allerdings nicht. Er kehrte vorläufig der Akademie den Rücken und malte ein paar Monate lang Studien im Atelier eines Freundes. Mit diesen und den Altzeichnungen, die Shadow verworfen hatte, beteiligte er sich an der alljährlichen akademischen Konkurrenz, und jetzt entschied die Majorität des Lehrerkollegiums zu seinen Gunsten, so daß er sofort in die Matlasse aufgenommen wurde. Er nahm aber nur acht Monate lang an dem Unterricht teil,

weil er bald inne ward, daß er bei dem Zustand der Verwöhnung, in den die Akademie allmählich in den letzten Jahren der Shadowischen Leitung geraten war, nicht viel lernen konnte. Er begab sich nun zu Rudolf Jordan, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, den er sich durch seine außerordentlich naturwahren, bald humoristischen, bald tragischen, immer aber durch dramatischen Inhalt festhaltenen Darstellungen aus dem Leben der belgischen, holländischen und normannischen Fischer und Seeleute erworben hatte. Wenn sich Bantier auch nicht für dasselbe Stoffgebiet, überhaupt nicht für die Darstellung des Dramatischen entschied, so hat er doch während der Jahre, wo er bei Jordan malte, sehr viel von diesem gelernt. Jordan war, wie Pecht mit Recht betont, der erste innerhalb der Düsseldorfer Schule gewesen, der „wahrhaft der Natur abgetauchte und nicht bloß im Atelier erfindene Figuren zugleich mit vollendeter Meisterhaft der Zeichnung wie des Kolorits brachte.“ Er ist der erste gewesen, der eine koloristische Entdeckung machte und als erster in die Schule einführte, die später als etwas durchaus Selbstverständliches betrachtet wurde, indem er nämlich zuerst die grauen Lufttöne, überhaupt das Grau in der Malerei ausgiebig zur Anwendung brachte und dadurch seine Darstellungen mit dem Scheine wirklichen Lebens erfüllte. Das hat auch Bantier von ihm gelernt; während Jordan aber in den letzten Jahren seines Lebens von diesen grauen Mitteltönen einen so reichlichen Gebrauch machte, daß manche seiner Bilder so zu sagen in Grau ertrauten, hat der maßvolle Bantier stets die richtige Mitte zu halten gewußt, so daß der graue Gesamton niemals den farbigen Reiz seiner freundlichen Lokaltöne überwucherte. Nachdem er noch eine Zeit lang für sich allein gemalt hatte, unternahm er im Sommer 1853 zum erstenmale wieder eine Reise in die Heimat, nach dem Berner Oberland, wo er den ausgezeichneten Genre-

und Landschaftsmaler Karl Girardet, den berühmtesten dieser weitverzweigten schweizerischen Künstlerfamilie, kennen lernte und durch ihn auf die landschaftlichen Reize seiner Heimat und den unerhöplichen Reichtum seines Volkslebens aufmerksam gemacht wurde. Obwohl sich Girardet in Paris, in der Schule des großen Historienmalers Léon Cogniet, gebildet hatte, war er in seiner Anschauung und Auffassung der Natur und der Menschen weniger mit den Franzosen als mit den deutschen Genre malern verwandt, deren beste er in seinen hervorragendsten Bildern an Gemütsstärke durchaus erreicht hat. Auf seine Anregung malte Vautier den ganzen Sommer hindurch Studien nach der Natur. Aber es wollte sich noch immer kein rechtes Bild aus diesen Studien gestalten, und wieder vergingen Jahre des Experimentierens, bis er im Sommer 1856 wieder einen längeren Aufenthalt in Genf nahm, wo er bei seinem alten Freunde und Lehrer van Menden malte und von



Abb. 1. Schwarzwalderin. Nach einer Zeichnung.



Abb. 5. Schwarzwalderin. Nach einer Zeichnung.

diesem noch mit stärkerem Nachdruck auf die Schilderung des Bauernlebens hingewiesen wurde. Inzwischen hatten die in Paris gemalten Bilder des jungen Mnaus, der 1852 nach seinen ersten großen Erfolgen mit seinen Genrebildern aus dem ländlichen Leben dort hin gezogen war, in Düsseldorf und anderswo so großes Aufsehen erregt, daß Vautier dem glänzenden Gelingen zu folgen beichtete. Noch im Herbst des Jahres 1856 ging auch er nach Paris; aber er hielt es dort, trotzdem daß er bereits die Ausführung einer figurenreichen Komposition begonnen hatte, nur sechs Monate lang aus. Er empfand, daß Paris nicht der richtige Ort war, um deutsche Bauern zu malen, und er begegnete damit auch der Stimmung, die in Düsseldorf allmählich den in Paris entstandenen Bildern von Mnaus gegenüber ankam. Sehr bezeichnend in dieser Richtung ist, was der Kritiker der „Völkischen Zeitung“, Hermann Becker, der selbst Maler war, bei dem Erscheinen von Mnaus „Goldener Hochzeit“ über dieses

berühmte Bild geschrieben hat. Das Bild, sagt er, habe als Ganzes einen großen Mangel, nämlich „den, daß es nicht ganz wahr ist. . . Kostüme, Lokalität sind un zweifelhaft deutsch; auch der Vorgang ist deutsch; alles übrige ist es aber nicht. Sämtliche Teilnehmer am Feste, mit wenigen Ausnahmen, sind keine Deutsche,

des damals in Deutschland einzigen Kunstblattes, „zeigte uns in seinem Atelier ein anmutiges Bild, ein junges blondes Mädchen am Spinrocken singend, wie die Haltung des Kopfes und die geöffneten Lippen zeigen, und daneben, den müden Kopf auf die Hand gestützt, eine Alte am Herde sitzend. Der magere Arm der Alten, ihre



Abb. 6. Studie zu dem Bilde „Sonntag Nachmittag in Schwaben.“

sondern Franzosen, Pariser Modelle als deutsche Bauernburichen und mädcl was liert.“

In die Thätigkeit Bantiers nach seiner Rückkehr aus Paris gewährt uns ein Bericht des „Deutschen Kunstblattes“ aus dem Sommer 1857 einen interessanten Einblick. „Benjamin Bantier aus Genf, jetzt in Düsseldorf, wo ihm eine schöne, liebliche Braut blüht,“ so schreibt der Korrespondent

ganze Stellung, alles hatte etwas ungemein Lebenswahres, die einfache Situation etwas sehr Ansprechendes. Ergötzlich war das Mittagswahl in einer Bauernstube: die Mutter, eine kräftige, irische Gestalt, füllt eben die Suppe zum zweiten Male einem derben Knaben an, der offenbar den gesündesten größten Magen in der Familie hat und aufgestanden ist, um den Teller zu reihen, ein anderes Kind laßt es sich

schmecken, ein ganz kleines, blond geloddes Jungelchen, noch gerötet vom Schlaf, im Hemdchen, nur mit Strumpfen bekleidet und im zitternden Händchen den Löffel haltend, sieht eifrig in den Teller hinein, ein größeres schlautes Mädchen hat sich eben zu Tisch gesetzt und blickt zum Bilde hinaus auf den Beschauer. Noch ein angefangenes

Stück zu Schröders (des Tuffeldorfer Kunstmoristen) Stüfer. Er zeigte uns noch eine alte herenbaste Frau, die er mit Knans zusammen nach dem Leben im Schwarzwald gemalt, ichauzig anzusehen, und erzählte uns, wie die Alte durchaus gewünscht, daß einer von ihnen ihr Entelchen, eine vierährige Dirne mit strohgelbem Haar, heiraten sollte,



Abb. 7. Aus den Vorstudien zu dem Bilde „Sonntag Nachmittag in Schwaben“

Bild, Landleute in den Kirchenstühlen sitzend und singend, versprach viel, die Zeichnung und Anlage der Köpfe, der Ausdruck der Gesichter war sehr schön: mit vorzüglicher Liebe wieder war das ausdrucksvolle Profil einer alten Frau gemalt. Eine Skizze, ein Berner Mädchen in der kleidlichen Tracht, und schön, wie fast alle Berner und Brienzerrinnen, war ein liebliches Seiten

und ihnen vorerzählt, wie schön sie die jammervolle Hütte unter dem Felsgestein, wo sie wie eine von Macbeths Heren thronte, herrichten wollte.“

Aus diesem Bericht treten uns trotz seiner knappen Fassung bereits ein paar Bilder von Baitier wenigstens in leichten Umrissen entgegen. Er war in den sechs oder fast sieben Jahren seines Aufenthalts in

Düsseldorfer keineswegs trage gewesen. Er hatte im Gegenteil emsig gezeichnet und gemalt und es war ihm sogar eine öffentliche Auszeichnung zuteil geworden, indem er im Juni 1857 auf einer Kunstausstellung im Haag eine silberne Medaille erhalten hatte. Aber zu einem durchschlagenden Erfolg, der einem aufstrebenden erst den rechten Mut und das Vertrauen zu seiner Kraft einflößt, war er noch nicht gediehen. Er sollte ihm aber schon im nächsten Jahre

und den Zeinen und den jüngeren Bahnbrechern der realistischen Naturanschauung aufs heftigste entbrannt war. Gegen das majestätische Pathos eines schwereren philosophischen Gedankeninhalts trat das Plänktervölkchen der leichtfüßigen, wanderfrohen Genremaler auf, die sich durch „säßliche Geberden“ schnell in die Gunst des von schwerer Gedankenarbeit ermüdeten und nach einem frischen Trunkte aus dem Borne der Natur lechzenden Publikum einschmeichelten.



Abb. 8. Studie zu dem Bilde „Fahrt über den Brienzer See zum Begräbnis“ 1872.

durch die Vollendung jenes bereits in Paris angefangenen, auch in dem obigen Berichte erwähnten Bildes „In der Kirche“ werden, das er zuerst in Düsseldorf, dann auf der großen historischen Ausstellung in München in die Öffentlichkeit brachte. Man muß sich in jene Zeit zurückverlegen, um die Verschiedenartigkeit der Urteile zu begreifen, die dieses Bild in Kunst- und Tageszeitungen hervorgewirrt hat. Es war die Zeit, in der der Kampf zwischen den künstlerischen Vertretern der idealistischen Geschichtsmalerei im Sinne eines Cornelius

Das Wort, das König Ludwig I. von Bayern zu Cornelius gesprochen, als er im Groll von diesem scheidet: „Der Maler muß malen können!“ war auf fruchtbaren Boden gefallen und hatte auch bald eine weitere Um- und Ausdeutung erfahren. Der Maler muß nicht bloß malen, sondern auch etwas darstellen können, was nicht zwischen Himmel und Erde schwebt, was vielmehr auf dieser Erde selbst zu sehen und zu finden ist. Mit dem Blick für die Farbe ist, so scheint es, den deutschen Malern unseres Jahrhunderts auch erst der Blick für das, was

rings um sie lebte, sich bewegte, dachte und fühlte, aufgegangen, und so kam allmählich mit der Luft, frohe, glänzende Farben auf die Leinwand zu streichen, das zustande, was die kunstgeschichtliche Betrachtung späterer Zeiten sehr glücklich mit dem Worte „Einfuhr in das Volkstum“ bezeichnet hat.

Unser Vautier war, fast gleichzeitig mit Anans, aber unabhängig von diesem, in dem er nur den größeren Techniker, den größeren Virtuosen des Motivs bewunderte, durch seine schweizerischen Freunde in dieses Volkstum eingeführt worden, und aus ihm schöpfte er, anfangs mit langsamem, bedächtigen Zügen, bis es ihm gelang, in der Kirchenzene seine schweizerischen Naturstudien zu einer bildmäßigen Einheit zusammenzufassen. So hatte er wenigstens geglaubt. Aber seine Kritiker dachten anders. Daß ein Bild anders als komponiert, d. h. auf einen Mittelpunkt bezogen werden könnte, dem sich alle Nebenfiguren unterzuordnen hätten, das stand damals als oberster Grundsatz aller Malerei fest. Daß aber ein Maler auch einmal ein schnell erfaßtes Augenblicksbild auf die Leinwand werfen, sozusagen einen Ausschnitt aus der Natur, unbestimmt im Anschluß oder Beziehung auf einen geistigen Mittelpunkt, frisch und stoff wiedergeben könnte, war so sehr gegen jede Ubertieferung, daß von den strengen Kritikern nur langsam und widerwillig die Stimme der Natur verstanden wurde, die laut und vernehmlich aus dem ersten großen Werke Vautiers sprach.

Die erste kritische Stimme, die wir noch ausfindig machen können, ließ sich zu Anfang des Jahres 1858 im „Deutschen Kunstblatt“ hören, wobei schon auf die Paragraphen des alten ästhetischen Kodex verwiesen wurde. „Von Vautier“, so schreibt der Korrespondent, „sehen wir ein feines Charakterbild: einen Teil der andächtigen Sängere in einer Kirche. Auch wir fühlten uns durchdringen von dem Sage: nicht das Was, sondern das Wie mache das Objekt zu einem erquicklichen Sinnwert: allein hier hätte der sinnige Künstler ohne Mühe irgend ein Motiv, das die dargestellte Handlung in besonderem Grade vertreten und verstärkt hätte, ein Pointe der Komposition schaffen können, wodurch das Bild den gar zu deutlichen Schein einer Episode verloren hätte. Die dargestellten frommen Sängere

und Sängereinnen sind vortreflich charakterisiert und mit dem feinsten Sinn für Farbe und mit Roblesse der Form ausgeführt. Wir hatten schon öfters Gelegenheit, dergleichen Szenereien dargestellt zu sehen, aber selten mit Befriedigung: die vielen offenen Mäander und zahnlosen Mäander wurden entweder langweilig oder geradezu unästhetisch. Das ist bei Vautier nicht der Fall: man sieht die sämtlichen Leute gern singen und erfreut sich der edlen, gefühlvollen Auffassung und der geistreichen, sicheren Behandlung.“ Dieses allerdings nur kurze Lob schien einem anderen Düssel-dorfer Korrespondenten des „Deutschen Kunstblattes“ nicht der wirklichen Bedeutung des Bildes angemessen, und darum hielt er es für seine Pflicht, sich einige Monate nach seinem Kollegen noch günstiger als dieser auszusprechen. „Ja, ich möchte es“, so schreibt er, „rückichtlich der von jeder Art von Effekthascherei fernem, durchaus schlichten und naiven und dabei die vollendetste Meistererschaft bekundenden Auffassung und Ausführung zu den schönsten Genrebildern zählen, welche hier bisher zu sehen gewesen sind.“ Als dann das Bild auf der Münchener Ausstellung von 1858 erschienen, mußte selbst der strenge Cornelianer, Hermann Becker, der schon genannte Kunstberichterstatte der „Münchener Zeitung“, trotzdem er manches an der realistischen Komposition, die ihm nicht bedeutend genug erschien, anzuzweifeln hatte, dennoch eingestehen: „Die Wahl und Zusammenstellung der verschiedenen Charaktere und ihre Darstellung bis in die feinsten Züge der Individualität ist vortreflich. Dabei zeigt das Bild eine Meistererschaft der malerischen Behandlung, die höchste Vollendung mit den einfachsten Mitteln, welche die volle Bewunderung verdient.“ Wie groß aber in Wirklichkeit der Erfolg des Vautierischen Bildes in München war, erfahren wir erst aus den Erinnerungen Pechts, der noch schärfer als Becker das koloristische Verdienst ins Auge faßte und sich dabei blizwenig um die bedeutende und unbedeutende Komposition kümmerte, wozu übrigens schon Vautier durch den anspruchslosen Titel „Zu der Kirche“ ganz und gar nicht herausgefordert hatte. „Wir finden uns in einer Schweizer Dorfkirche während des Gottesdienstes, den man indes nicht, son-



Abb. 9. Studie zu dem Bilde „Fahrt über den Brienzer See zum Begräbnis“ (1872).

dem nur die demselben beivohnenden An-
dächtigen in den Bänken sitzen sieht, wie
sie eben den Choral singen. Ist nun die
Charakteristik aller einzelnen Figuren schon
ebenso gut als die Verschiedenheit ihres
Ausdruckes, so fällt unter ihnen doch ein
junges neben Mütter und Großmutter
sitzendes Mädchen durch seine Schönheit
wie die Innigkeit seiner Andacht besonders
auf. Sie in Verbindung mit dem feinen
grauen Ton des Bildes, der unserer Mün-
chener Malerei damals fast unbekannt war,
entschieden den Erfolg und setzten es in der
Rangordnung unmittelbar neben jene mit
Magen spielende Pariser Grisette, durch
deren jugende Darstellung sich Manas
gleichzeitig an die Spitze der deutschen
Genremaler stellte.“

Trotz dieses großen Erfolges hielt sich,

Vautier gegenüber noch lange die alte
kritische Lehre, die sich an das Gegenständ-
liche anklammerte und zuerst nach einer
einheitlichen Komposition fragte. Daß auch
das gelegentlich Beobachtete, das rein Zu-
fällige, das vom Zufall Buntzusammen-
gewürfelte ebensovoll der Gegenstand mate-
rieller Behandlung sein könnte, war damals
nur wenigen verständlich, vielleicht nur den
Malern, die ihrem Kunstgenossen nachfühlten
konnten, eine wie hohe Befriedigung es
Vautier gewähren mußte, sich mit seinem
feinen Spürsinn in die ruhige Existenz zu
verieten, eine Physiognomie, eine Gestalt
bei der Raft am Wege oder im Wirtshaus
zu studieren und daraus neben dem Cha-
rakteristischen auch das materiell Reizvolle
zu schöpfen. So kam es nicht anfallen,
daß ein zweites, noch umfangreicheres Bild

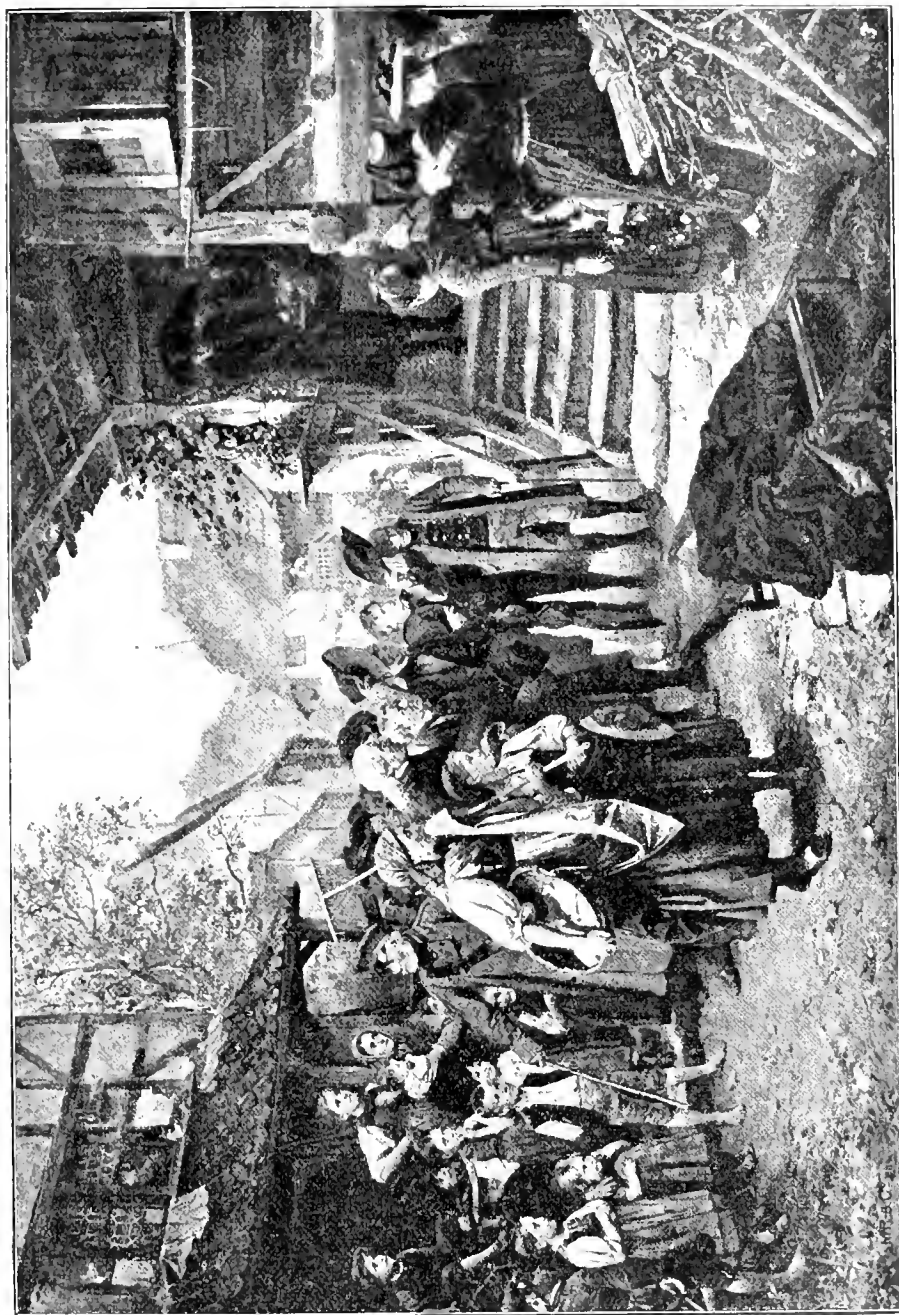


Fig. 10. Scène au camp de M. de la Vierge. — Photographie de M. de la Vierge.

Sautiers, das bald nach der Kirchenzuzene vollendet wurde, auch bei ihm sonst wohl gesinnten Kritikern wenig Beifall fand. Auch bei diesem Bilde hatte Sautier wieder nicht an eine geschlossene Komposition, an einen „bedeutenden“ Inhalt gedacht. Er nannte das Bild ganz anspruchslos „Auf einem Dampfschiff auf dem Genfer See“

während des Jahres 1857 seine Arbeit sehr erschwerte, die Schuld daran. Aber dieses Leiden war doch nicht heftig genug gewesen, um die schöpferische Kraft Sautiers ganz lahm zu legen; denn der Kritiker fügt seinem Tadel hinzu: „Zieht man aber hiervon ab und vertieft sich in die verschiedenen, mit feiner Beobachtungsgabe

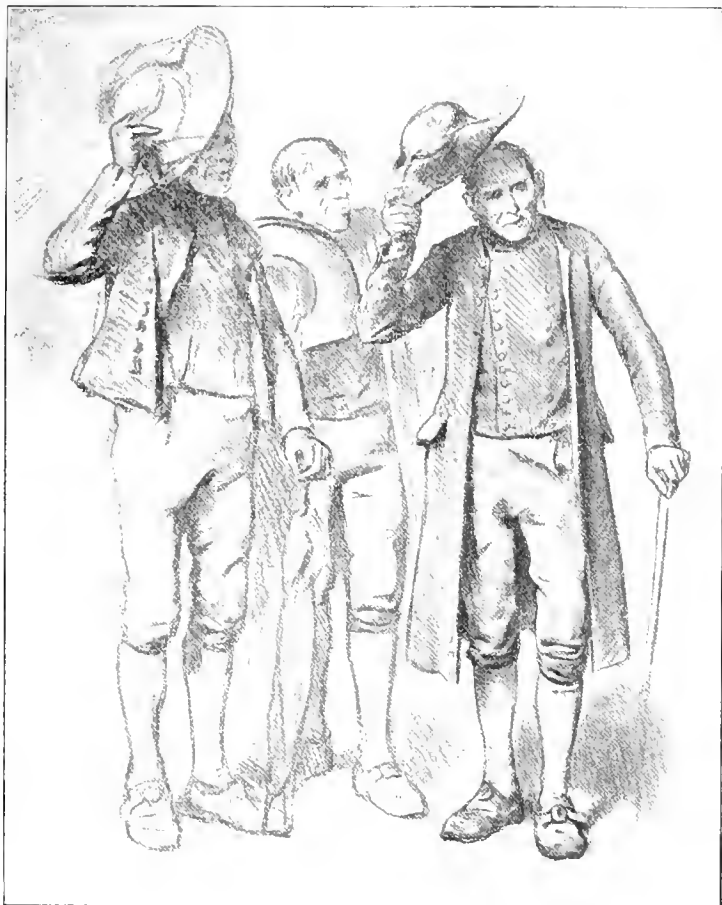


Abb. 11. Studie zu dem Bilde „Begrabnis auf dem Lande.“ S. 2. 13.

und mehr wollte er auch nicht geben als einen Moment aus dem beständigen Auf und Abfluten der Passagiere. Aber selbst der wohlwollende Kritiker des „Kunstblattes“, der die Kirchenzuzene mit Nachdruck verteidigt hatte, glaubte einen Mäkel schritt in Bezug auf „Gesamtwirkung und Farbe“ feststellen zu müssen. Vielleicht hat, wenn dieser Tadel begründet ist, ein körperliches Leiden des Künstlers, das ihm

der Wirklichkeit abgetamichten Charaktere und Situationen, die eine solche Dampfschiffsbevölkerung darzubieten pflegt, so vergiftet man die Mängel der Gesamtwirkung und kann nicht umhin, auch diesem Bilde einen hohen Kunstwert zuzuerkennen.“ Es ist offenbar nur eine gewundene Höflichkeitshybride, mit der der ästhetisch geschulte Kritiker sein Gewissen zu beschwichtigen sucht; aber er muß doch den Wirklichkeits-

sinn anerkennen, der sich schon in den ersten Werken des langsam reif gewordenen Bantier offenbarte. Endlich waren ihm seine in mehreren Jahren voll müheren Herumtastens gewonnenen Studien zu gute gekommen, und nachdem er festen Boden unter den Äußen gewonnen hatte, malte er zunächst noch an mehreren Bildern, deren Motive dem schweizerischen Volksleben entnommen waren. Währenddem hatten sich seine Augen aber bereits auf einen stammverwandten Volkszweig gerichtet, auf den er, wie es scheint, zuerst durch die Bilder von Ruans und diesen selbst aufmerksam gemacht worden ist.

Dem Gewährsmann des „Deutschen Sammelblattes“ hatte Bantier von einer Studienreise nach dem Schwarzwald erzählt, die er zusammen mit Ruans gemacht hatte. Die Schwaben im Schwarzwald und die

Allemannen in der Schweiz sind, wenn man so sagen darf, Geschwisterkinder, Sprößlinge desselben Volksstammes, deren jetzige Verschiedenheiten eine natürliche Folge der verschiedenen Boden und Erwerbsgelegenheiten, in neuerer Zeit auch der entgegen gesetzten politischen Entwicklung sind. Aber der prächtige Menschenstamm hat sich hüben wie drüben erhalten. Freilich in immer schwächerer Abstimmung, weil die Naturmenschen mehr und mehr den Versuchungen der modernen Kultur erliegen. Vor vierzig und mehr Jahren, als Ruans und einige Zeit nach ihm Bantier ihre ersten Studienausflüge oder richtiger gesagt Entdeckungsreisen nach dem Schwarzwald machten, waren Tracht und Sitten in den Dörfern auf einsamen Höhen fast noch ganz in ursprünglicher Reinheit erhalten. Ein Zweifel aber unter diesen Schwarzwaldsdörfern, die, zum Teil zu größeren Gruppen vereinigt, gegen einander abgeschlossene Gemeinwesen bildeten, war das Hanensteiner Ländchen, das nach den Höhen, den vielfach gefalteten Rumpelböden seiner männlichen Bewohner auch Hogenland genannt wird. Ruans war, soviel wir wissen, der erste, der dieses Land für die Malerei entdeckte, und Bantier folgte ihm auf dem Fuße. Die Bewohner dieses Landes, hochgewachsene, stark knochige, kräftige Gestalten, denen nicht bloß die noch aus der Reformationszeit stammende Tracht, sondern das ganze Gebaren in Haltung, Sitte und Lebensgewohnheiten ein mittelalterliches Gepräge gab, mußten dem jungen Schweizer ganz besonders impathisch sein. Sind sie, die wir noch durch wenige Berg rücken von der Schweiz getrennt sind, doch gleich den deutschen Schweizern reine Allemannen!



Abb. 12. Studie zu dem Bilde „Begräbnis auf dem Lande.“ S. 3. 13.

Aus Herrschried, dem Hauptorte des Hauensteiner Landes, sind denn auch die ersten Studien datiert, die uns der Künstler aus den reichen Schätzen seiner Mappen zur Verfügung gestellt hat. Sie sind die Früchte einer Studienreise, die Vautier im Juli des erfolgreichen Jahres 1858 gemacht hat, und was er dort gesehen hat, war für die ganze Richtung seiner Kunst so entscheidend, daß nach und nach die schweizerischen Erinnerungen hinter die neuen Eindrücke zurücktraten, und Vautier bald der eigentliche, der klassische Maler des Schwarzwaldes wurde. Die eine dieser Zeichnungen von 1858 (Abb. 1) führt uns den echten Typus eines Hauensteiner Bauern in seiner materiellen Tracht, die übrigens heute auch bereits im Aussterben begriffen ist und nur noch von befahrenen Lenten als Reliquie der Väter in Ehren gehalten wird, vor Augen. Das Haar ist über der Stirn kurz und gerade abgeschnitten, hängt aber an der Seite und am Hinterkopfe lang herab — es ist der so genannte Kolbenschnitt, die bekannte Haartracht aus der Zeit der Reformation, die bei Fürsten, Rittern, Patriziern, Landsknechten gleich beliebt war. Den Kopf bedeckt eine Pelzkappe oder ein schwarzer, meist sehr breitrandiger Stroh oder Filzhut. Unter der roten Weste, die über den Kopf gezogen und an der einen offenen Seite zusammengezogen wird, ist der fein gefaltete Halstragen sichtbar. Die Hauptkleidungsstücke bilden die weite, langschößige Jacke, meist aus schwarzem Sammet, und die weite, bis zu den Knien reichende, in vielen Falten übereinander gelegte Bump hose, die entweder aus schwarzer Leinwand oder aus schwarzem Sammet gefertigt ist. In der zweiten Studie aus Herrschried (Abb. 2) hat Vautier annehmend eine zu fällige Beobachtung in einem Wirtshause festgehalten.

Im Jahre 1859 entstand noch ein Bild nach einem schweizerischen Motiv, eine „Aktion in einem alten Schlosse“; bald darauf malte er aber bereits eine „Näbichnle im Schwarzwald“, und fortan mehrten sich die Studien nach Schwarzwalddämen, von denen die Abb. 3–5 einige aus den Jahren 1860 und 1863 bieten. In die Zwischenzeit fällt das erste größere Bild aus dem Schwarzwald, das sozusagen



Abb. 13. Studie zu dem Bilde „Begrabnis auf dem Lande.“ Z. Z. 13.

die zweite Etappe in der künstlerischen Entwicklung Vautiers bildet, die „Überraschung während des Gottesdienstes lartenpietender Bauern durch ihre Frauen“ (1862, im städtischen Museum zu Leipzig). Was an der Kirchenszene von der Kritik vermisst worden war, eine geistoffene Komposition, ein spannender Moment, auf den sich alle geistigen Interessen, alle Empfindungen der dargestellten Personen konzentrieren, wurde hier in höchstem Maße erreicht, und dazu gefellte sich ein Ernst, eine Tiefe der Charakteristik, die unter Vermeidung auch des leibhaftig theatralischen Anfluges nur auf die unmittelbare Wiedergabe der schlichtesten Wahrheit ausging. Von den vier Akteuren, die bei einer stamme roten Weines ihrem Laster frohnen, hat sich der eine, der älteste, aus Furcht vor dem nahenden



Abb. 11. Studie zu dem Bilde „Begräbnis auf dem Lande.“
S. 2. 13.

Gewitter in eine Ecke gedrückt und wartet dort, in der stillen Hoffnung, nicht entdeckt zu werden, den Sturm ab. Zwei seiner Kumpane sind auch noch keine allzu verstockten Sünder, obwohl der ältere, ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann in hohen Stulpenstiefeln und faltigem weißen Jwillichrock, dem sommerlichen Sonntagsstaat des Hanauer Ländchens, wie aus den gramdurchfurchten Bügen seiner Lummervoll zu ihm niederblickenden Ehefrau herauszulesen ist, schon oftmals auf verbotenen Wegen betroffen sein mag. Er wendet der Zornenden, deren düsteres Schweigen bedröhter ist als das lauteste Donnerwetter, dumpf vor sich hinstierend, den Rücken, während sein jüngerer Genosse, ein hübscher junger Bauer in wetzverbrämter Sammet

mütze, unter den schwellenden Vernehmungsreden seines bildhauerischen jungen Weibes mit tiefer Beschämung auf die Tischplatte blickt. Nur der vierte der Sünder läßt sich durch den Einbruch der Rache-göttinnen nicht hören. In der Linken die Karten fassend, hält er noch mit der Rechten den Trunpf fest, den er eben ausvielen wollte, und, ungehört seine Pfeife weiter rauchend, blickt er den Frauen mit frechem Gleichmut entgegen. Im Gegensatz zu den Trachten der Bauern hat seine Kleidung, der kurze Rock mit dem Sammetfragen, Schirmmütze und die langen Beinkleider, einen städtischen Schnitt. Wir werden wohl in ihm den Verfasser, den Dorfbarbier zu erkennen haben, der sich unter den dummen Bauern gern als Freigeist und Skeptiker aufspielt. In der geöffneten Thür, durch die der helle Sonnenschein in den dämmerigen, ganz mit Holz getafelten Raum dringt, ist noch eine dritte Ehefrau sichtbar, und neben ihr eine Magd und ein Knecht, die mit pfiffig lächelnden Mienen schon ihre Vorfreude an dem Genuß des kommenden Dramas haben. So bildet dieser humoristische Zug ein leichtes Gegengewicht gegen den Ernst der Szene, der am ergreifendsten aus der abgehärmten

Frau im Vordergrund zum Weichauer spricht.

Es war das erste Mal, daß Bautier mit vollem Erfolg ebenbürtig an die Seite von Knaut trat, dessen Einfluß freilich in der Gesamthaltung des Bildes und in gewissen Einzelzügen noch zu erkennen war. Zu vollkommener Freiheit und Selbstständigkeit erhob sich Bautier sodann in dem 1864 vollendeten „Sonntag Nachmittag in Schwaben“ (im Kaiser Franz Josef Museum in Troppan), in welchem sich zugleich sein lebenswüthiger Humor und sein stark aus gebildetes Schönheitsgefühl zu feinsten Blüthen entfalteten. Am Rande eines Wäldchens, gegenüber dem auf einem Hügel liegenden Dörfchen, hat sich eine Gruppe junger Mädchen gelagert, und am Rande einer Wie-

zwischen ihnen und dem Dorfe sitzt eine Anzahl junger Burschen aneinandergereiht auf einem Zaune, bis auf zwei, die sich als äußerste Vorposten an die Schönen heranwagen, um das Terrain für eine fremdliche Zwiesprache zu sondieren. Wenn das Benehmen der Mädchen auch vorläufig den Ausgang des Angriffs noch im Ungewissen läßt, so ist doch wenigstens einer der Jünglinge einer guten Aufnahme sicher. Dem eines der Mädchen legt bereits die letzte Hand an einen im Walde gepflückten Blumenstrauch für den Erkorenen. Charakteristisch für die Arbeitsweise Bantiers, für sein liebevolles Eindringen in die Natur und in die Menschen, in die Anfertigkeiten ihres Weizens und in ihr Temperament, ihre Denkart und Gefühlsweise ist die Art, wie dieses Bild entstanden ist. Wie er seinem ersten Biographen Fecht erzählte, hat er diese Szene so, wie er sie dargestellt, nicht nur mehrere Male beobachtet, sondern sich auch einige Wochen in dem betreffenden



Abb. 15. Studie zu dem Bilde „Begräbnis auf dem Lande.“ Z. Z. 13.

Dorfe aufgehalten, um die auf Typen, Trachten und Landschaft bezüglichen Einzelstudien zu machen, von denen unsere Abbildungen 6 und 7 zwei Proben geben.

Wie dieses Bild zeigt auch ein im folgenden Jahre (1865) gemaltes, „Bauer und Kattler“ (im Museum zu Basel), das dem Künstler bei seiner Ausstellung im Pariser Salon eine goldene Medaille einbrachte, die Trachten des Bannauer Ländchens, das gewissermaßen das Bindeglied zwischen dem Schwarzwald und dem Elsaß bildet. Am den Tisch der Wohnstube eines Bauern sind drei Personen versammelt: der Besitzer des Gehöfts, der, mit Schulden belastet, sorgenvoll vor sich hinsarrt, ein reicher Nachbar in weißem Zwillichrock und breitrandigem Filzhut, dem die Behäbigkeit, daneben aber auch Selbstsucht und berech-

nende Bauernschlaubeit förmlich aus dem Gesichte strahlt, und ein jüdischer Unterhändler, der seine ganze Beredsamkeit anbietet, um dem hart bedrängten Bauern alle Vorteile an den Fingern anzuzählen, die ihm aus dem Verkaufe seines Gutchens erwachsen würden. Seine Argumente werden noch unterstützt durch einige Häufchen harter Thaler, die auf dem sonst noch mit der Verkaufszukunft bedeckten Tische aufgeschichtet worden sind. Hinter dem dumpf vor sich hinbrütenden, noch schwankenden Bauern erhebt sich aber eine Mahlerin in der Gestalt seines jungen, schönen Weibes, das mit dem linken Arm das schlafende Knäblein fest an die Brust drückt, während es mit der Rechten leicht die Schulter des Gatten verührt, um ihn von dem verhängnisvollen Handel zurückzuhalten.

Zu demselben Jahre griff Vautier auch wieder einmal in seine schweizerische Heimat zurück, indem er nach seinen im Berner Oberland gesammelten Studien einen „Leichenschmaus“ (jetzt im Wallraf Richard-Museum in Köln) malte, womit er tief in die Tragik des Menschenschicksals griff, aber ohne jede falsche Empfindsamkeit, immer an seinen Beobachtungen hängend, die ihn gelehrt hatten, daß gerade im Landvolk in seiner Heimat die allgemeine Lust am Gemüß des Augenblicks das tiefe Herzeleid des Einzelnen oft laut übertrönt. Von diesem verlangt die alte Sitte, nach der ein Toter nur dann in der Achtung der Überlebenden eine Seele in angenehmer Erinnerung bewahrt wird, wenn ihm die Angehörigen „eine große Leich“ bereiten, strenge Rücksicht. Nach der Bestattung ist

der Leichenschmaus gerade so wichtig wie die Rede des Pfarrers. Aber bei diesem müssen, wie es ebenfalls die Sitte gebietet, beide Geschlechter getrennt sein. Das hat auch Vautier auf seinem Bilde streng beobachtet. Die Witwe ist von dem Verlust ihres Mannes noch so tief erschüttert, daß sie ihrer Umgebung keine Teilnahme schenkt. Sie sitzt noch in stummwäsig neben dem Bette des Verstorbenen, als ob sie das Geschehene inzwischen vergessen und noch ihre Pflicht als Krankenpflegerin zu erfüllen hätte. Die Bedienung und Aufsicht der Gäste hat sie ihrem Töchterchen überlassen, das sich seiner Aufgabe so gut es geht entledigt, daneben aber noch über den sich ängstlich an Hammernden jüngeren Bruder zu wachen hat. An dem mit Zweigen besetzten Tische haben sich die weiblichen Verwandten und Gevatterinnen nieder-



Abb. 16. Studie zu dem Bilde „Scharbars auf dem Lande.“

wandten sich die weiblichen Verwandten und Gevatterinnen nieder gelassen, die den Todesfall noch in ihrer geschwägigen Weise besprechen. Durch eine Thür im Mittelgrunde rechts blickt man in ein zweites Gemach, worin sich die Männer zu leiblicher Stärkung nach dem Kirchhofsgange zusammengefunden haben.

Mit dem Bilde der am leeren Bette des Lebensgefährten trauernden Witwe hatte Vautier nur den ersten Schritt zur Ergründung des menschlichen Herzeleids bei dem Tode oder der Todesgefahr eines geliebten Weibens gethan. Neben der Schilderung vergangener Tage und heiteren Lebens gemüßes beschäftigte ihn sehr oft das dunkle Verhängnis, das den Menschen aus der Mitte derer entreißt, die ihm teuer gewesen sind oder denen er das Licht und die Arende des Lebens war. Wir greifen unserer Darstellung von Vautiers künstlerischem Entwicklungsgange bereits vor, wenn wir hier die Bilder zusammenstellen, in denen er geschildert hat, wie reich der Tod ins Menschenleben tritt und die blühendsten Hoffnungen zerknüllt. Aus demselben Gedankengange wie der Leichenschmaus ist „die

Jahret zum Begräbnis auf dem Brienzer See" (1872) entstanden. Über die Spiegel glatte Wasserfläche gleitet ein von einem jungen Burschen geruderter, von einem Mädchen gestenerter Kahn, in dessen Mitte wir eine traurige Gruppe sehen: Mann und Frau in inniger Verschlingung der Hände vor dem kleinen Sarge eines jüngst geborenen Kindes, und neben dem bekümmerten Elternpaar ein Mädchen von etwa sechs Jahren, das ruhigen Zinnes,

ansstellung von 1873 um die Palme rang (Abb. 10 und die dazu gehörigen Studien Abb. 11-16). Hier trat Sautier seinem ersten Rivale auch in der Größe und Tiefe der Charakteristik vollkommen ebenbürtig an die Seite, wobei er obenein noch den Vorteil einer reicheren Komposition, eines schöneren, annutsvolleren Menschen schlags und eines umfassenderen landschaftlichen Hintergrundes hatte. Während der Schauplatz des Ananschen Bildes der tief



Abb. 17. Am Krankenbette. In der kgl. Nationalgalerie in Berlin. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

ohne von dem Herzleid der Eltern betroffen zu sein, dem ungewohnten Vorgange mit Neugier folgt und dazu ein ebenso freundliches Gesicht macht, wie die lachende Natur rings umher (s. d. Studien zu diesem Bilde Abb. 8 und 9).

Von der Schweiz wieder zum Schwarzwald zurückkehrend, gab Sautier um dieselbe Zeit das bisher umfassendste Bild Schwarzwäldischen Dorflebens in dem „Begräbnis auf dem Lande“, das zufällig gleichzeitig mit einem Bilde ähnlichen Inhalts von L. Anans, einem Begräbnis in einem heilichen Dorfe entstand und mit diesem auf der Wiener Welt

verschneite Hof eines armeneligen, halb verfallenen Gehöftes ist und die neugierigen Zuschauer und die Dorfkinde unter der Führung des alten Schulmeisters, die den Sarg erwarten, der eben die Treppe hinab getragen wird, die angemessene Staffage dazu bilden, führt uns Sautier zur Sommerzeit in ein sauberes, wohlhabendes Dorf des von Freiburg bis Basel sich erstreckenden Marktgräber Landes, dessen meist protestantische Bewohner sich in Sitten und Trachten nicht viel von denen des Hanauer Landchens unterscheiden. Nach allemännischer Sitte haben sich die Ge-

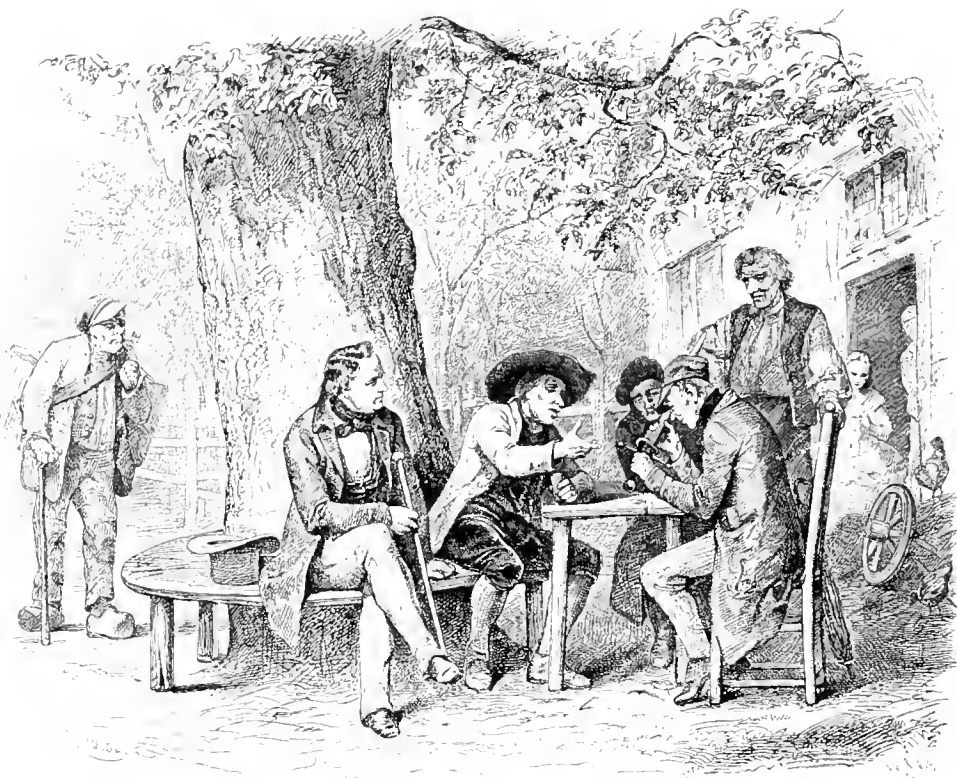
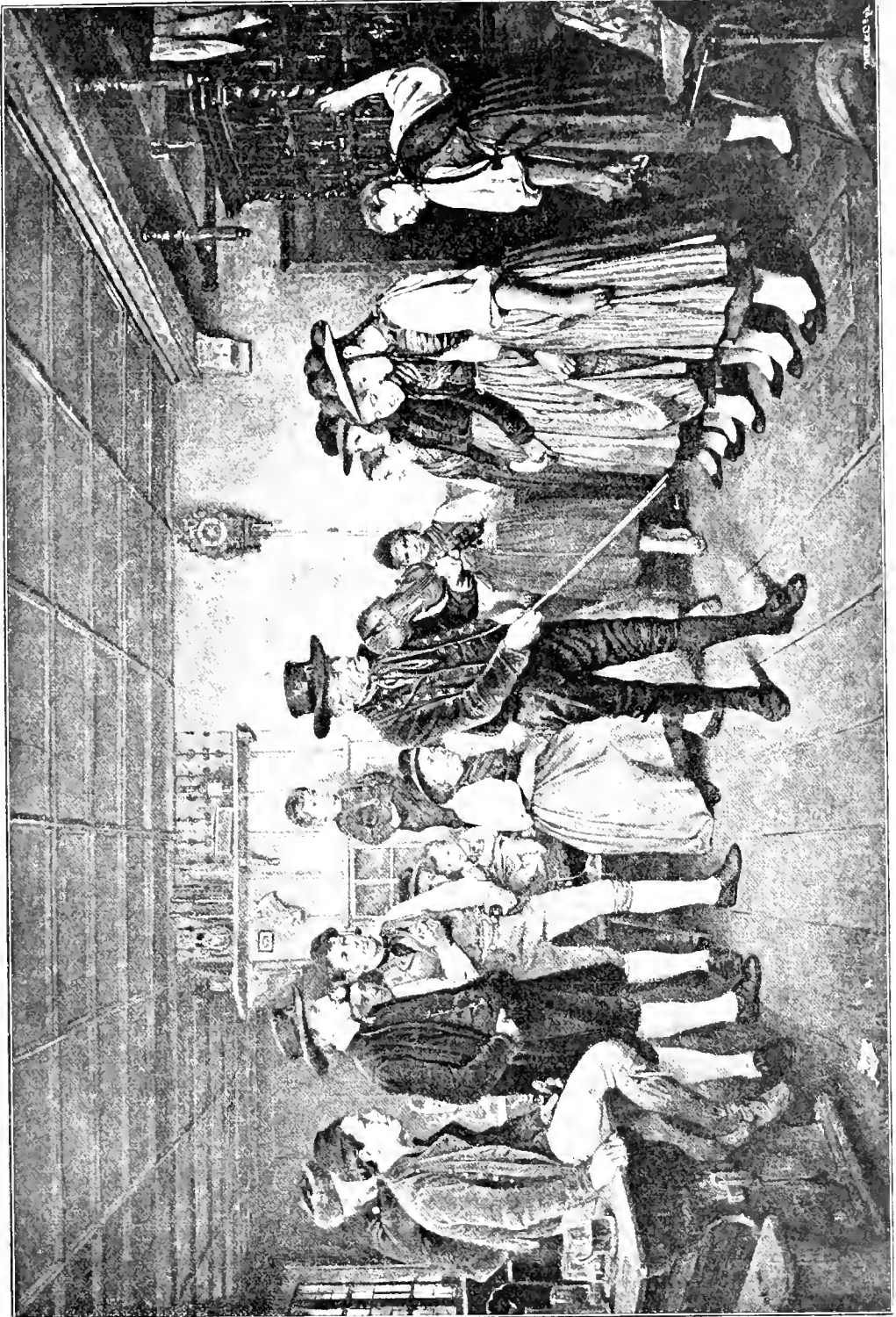


Abb. 18. Inmermann auf dem Oberhofe. Verkleinerung eines Holzschnittes aus dem 1. Jahrgang des *Tageheim* 1863.

schlechter geordnet aufgestellt, links die Männer, die vor der Majestät des Todes ehrfürchtiglich ihre breitrandigen Filzhüte lüften, rechts die Frauen und Mädchen, an ihrer Spitze die Witwe des Verstorbenen, an deren Rockfalten sich das Töbchen ängstlich anklammert. Das halbe Dorf, zu allererst die Jugend ist zusammengekommen, und der alte Gemeindediener hat alle Mühe, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die von uns wiedergegebenen, der Natur abgelenkten Studien zeigen, aus welch langwierigen Vorarbeiten dieses reiche Abbild wirklichen Lebens hervorgegangen ist. Hatte Bautier aber erst ein mal diese Vorarbeiten erledigt, so ging ihm die Arbeit auch sehr schnell von der Hand. So hat er z. B. den „Leichenschmaus“ im Berner Oberland, unmittelbar, nachdem er von einer Reise dorthin zurückgekehrt war, nach Rechts Zeugnis sehr reich gemalt, „ob wohl das Bild eine außerordentliche Sorgfalt in der Durchbildung des Details und eine

Meisterchaft der Zeichnung zeigt, die überall sich nicht nur mit der Wahrheit begnügt, sondern sie stets bis zur Schönheit verklärt.“ Das kann man eigentlich von allen Bildern Bautiers ohne Ausnahme sagen. Bis auf den heutigen Tag ist niemals eine unfertige oder nachlässig behandelte Arbeit aus seiner Werkstatt herausgekommen. Der Grundzug seiner französischen Erziehung, die Sauberkeit und Reinheit des Denkens und der Gesinnung, hat sich auch seinem künstlerischen Charakter mitgeteilt, und im Beginn und um die Mitte der sechziger Jahre, als die Ausfuhr von Kunstwerken aus Düsseldorf nach England und Amerika in höchster Blüte stand, ließ er sich, in strenger Zucht gegen sich selbst, gleich anderen berühmten Kunstgenossen durch die Verlockungen der Kunsthändler nicht dazu bewegen, in leichtfertiger Produktion Werke aus der Hand zu geben, die seines Namens unwürdig gewesen wären.

Demselben Bilderkreise wie die eben



THE TRAIN CARriage - 1850 - 1851 - 1852 - 1853 - 1854 - 1855 - 1856 - 1857 - 1858 - 1859 - 1860 - 1861 - 1862 - 1863 - 1864 - 1865 - 1866 - 1867 - 1868 - 1869 - 1870 - 1871 - 1872 - 1873 - 1874 - 1875 - 1876 - 1877 - 1878 - 1879 - 1880 - 1881 - 1882 - 1883 - 1884 - 1885 - 1886 - 1887 - 1888 - 1889 - 1890 - 1891 - 1892 - 1893 - 1894 - 1895 - 1896 - 1897 - 1898 - 1899 - 1900

gebilderten Begräbnisdarstellungen gehört auch die 1873 gemalte Szene „Am Krankenbett“ (in der Berliner Nationalgalerie, Abb. 17) an, da das bleiche Antlitz der kranken Frau, die dem jungen Gatten im Vorgefühl des nahen Todes ein vermutlich auf das schlafende Töchterlein bezügliches Gelöbniß abzunehmen scheint, einen tragischen Ausgang ahnen läßt. Und wie bei dem Begräbnis im Schwarzwaldsdorfe bildet auch zu diesem feierlichen Augenblick die lachende Natur da draußen, die durch die kleinen in Blei gefaßten Fensterreihen in das Krankenzimmer hineinblickt, einen schneidenden Kontrast.

Während Bautier zu Anfang der sechziger Jahre mehr und mehr den Schwerpunkt seines Schaffens im Schwarzwald fand und mit Sittenbildern aus dem Leben der schwäbischen und allemannischen Landbevölkerung einen Erfolg nach dem andern errang, wurde ihm ein Auftrag zuteil, der ihn nötigte, sich mit gleichem Eifer in die Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten eines in seinem Wesen völlig entgegengesetzten deutschen Volkstammes zu verlesen. Ein Berliner Verlagsbuchhändler, A. Hofmann, war auf den Gedanken gekommen, aus Zimmermanns humoristisch satirischem Zeitroman „Münchhausen“ die köstliche Idylle westfälischen Volkslebens, den „Oberhof“, herauszulösen und ihn zum Gegenstand einer illustrierten Prachtausgabe zu machen. Bautier erfreute sich neben Stans schon damals so hoher Achtung als trefflicher Darsteller deutschen Bauerntums, daß die Wahl des Verlegers auf ihn fiel, und in wie hohem Maße er dieses Vertranens würdig gewesen war, zeigte der einstimmige Beifall, womit das 1865 ersiehene Werk von den hervorragendsten Kritikern begrüßt wurde. Vielleicht war keiner von ihnen so fähig, die Vorzüge der Bautierischen Zeichnungen in ihrer ganzen Feinheit und Tiefe zu erfassen und zu würdigen, wie der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, selber ein Sohn der „roten Erde“. Als er in der „Zeitschrift für bildende

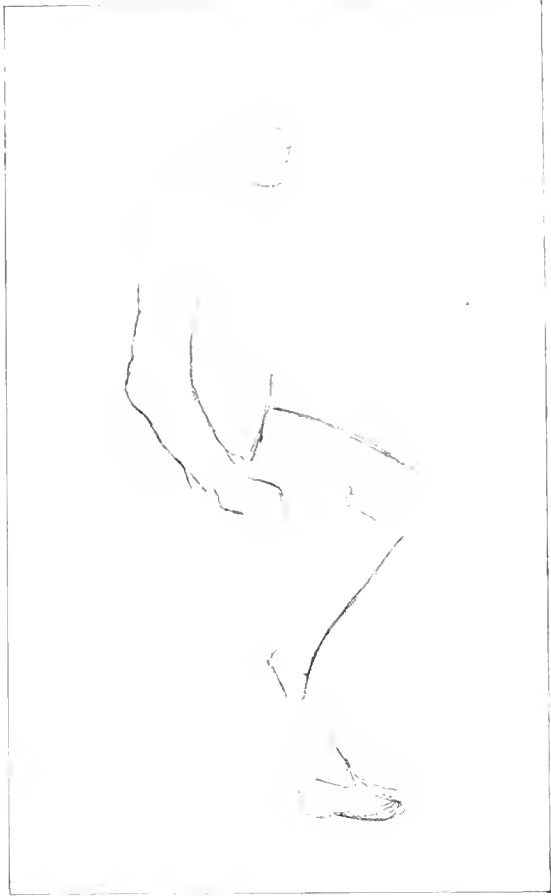


Abb. 20. Studie zu dem Bilde „Erste Tanzstunde.“ S. S. 23

Kunst“ seiner Bewunderung für diese glänzende, für die damalige Zeit geradezu klassische Leistung Ausdruck gab, benutzte er die Gelegenheit, um eine Charakteristik der Bautierischen Kunst zu geben, die trotz ihrer knappen Fassung doch die Bedeutung des Künstlers bereits in ihrem wahren Wesen erkannt hat. „Zeit Jahren wurde Bautier uns“, so schrieb Lübke, „von Zeit zu Zeit durch Genrebilder bemerkenswert, welche ihren Stoff meistens den einfachen Kreisen des ländlichen Lebens und der Minderwelt entlehnen, aber mit so tief eindringendem Blick und mit so feiner Seelenkunde solche Charaktere behandeln, wie wir nur ausnahmsweise es sonst antreffen. Auch in technischer Hinsicht, in Feinheit der Zeichnung, Ungezwungenheit der Komposition und namentlich in koloristischer Wirkung

gehören seine Arbeiten zu den vorzüglichsten Leistungen der deutschen Kunst, so daß wir ihn stets mit L. Knauts in erster Linie nennen möchten, wenn von den trefflichsten Genremalern Deutschlands die Rede ist. Niemals bleiben die Szenen, die er uns vorführt, in der Unklarheit stehen; niemals mutet er uns zu, wie so viele andere, mit dem interessanten Kostüm des Landvolles in Ermangelung interessanter Charaktere vorlieb zu nehmen; aber stets sind seine Menschen mit ihrer Innerlichkeit so voll und scharf in ihrer äußeren Erscheinung ausgeprägt, daß jede Linie der Komposition, jeder kleinste Zug der Gestalten von gehaltvollster Energie charakteristischen Einzellevens durchdrungen erscheint.“ Und damals hatte Bantier noch



Abb. 21. Studie zu dem Bilde „Erste Tanzstunde.“
Z. Z. 23.

nicht seine großen Meisterwerke, den „Leichenschmaus“, das „Leichenbegängnis in Schwaben“, die „Tanzstunde“, das „Zweckessen“ u. s. w. geschaffen, die den Höhepunkt der mittleren Periode seines Schaffens kennzeichnen. Zudem Lübke sodann zur Besprechung der Illustrationen zum „Eberhof“ übergeht, betont er zunächst, daß Bantier seine Eigenschaften in diesen Blättern in glänzender Weise bewährt hat. „Sie sind in ihrer reichen Folge eines der unvergänglichen Meisterwerke, die jedes für Schönheit empfängliche Gemüt eben solange erfreuen werden, als die Dichtung, der sie als köstlicher Schmuck sich einfügen, teilnehmende Herzen erwärmen und bewegen wird. . . . Um so wunderbar treu die Anschauungen des Dichters zu verkörpern, bedurfte es nicht bloß eines andächtigen Sichverlorens in den innersten Geist des Wertes, sondern ebenso sehr genauen Studiums des höchst eigenartigen Landes und Volkes, aus welchem Zimmermann seine naturkräftigen Schilderungen, seine markigen Gestalten geschöpft hat. Man muß Westfalen so genau kennen, wie wir, die wir jenem urdeutschen Lande durch Geburt und Erziehung angehören, um es ganz nachzufühlen, wie der Künstler hier Zug für Zug Land und Leute mit vollkommener Wahrheit nachgebildet hat. Ein Meisterstück, wie in der Dichtung, ist die Gestalt des Hofschützen in ihrer hohen knorrigen Erscheinung, ehrenfest und hart wie die alten Eichen, die in seinem Stamme stehen. Nicht minder vortrefflich in Erscheinung und Gebaren reihen sich dann die übrigen Insassen des Hofes, die Bauerntochter, die Knechte und Mägde; sodann die ab- und zugehenden Figuren des Sammlers, des Patriotenkaisars, des Diakonus und des Müstlers. Aber auch die weiß bürgerlichen Erscheinungen des kleinstädtischen Lebens sind mit einer Prägnanz hingestellt, daß, wer in diesen Kreisen sich einmal umgethan hat, stets sich vernecht fühlt, die Originale dieser künstlerischen Konzeptionen sofort in der Wirklichkeit nachzuweisen. . . . Daß Bantier gerade dies scharfe bestimmte Sondergevräge so genau getroffen hat, beweist ebenso viel für die Sorgfalt seiner Studien wie für die treue Hingabe an den Geist der Dichtung. Dabei ist ihm eine volle Ader humoristischer Auf-



Abb. 22. Eine Verhaftung. Nach einer Originalphotographie von Alexis Simonflangl in Münden



Abb. 23. Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 3. 27.

fassung eigen, aber noch mehr die künstlerische Einsicht, welche dieser Adler nur dann nachgiebt, wenn der Dichter es verlangt. Er gehört nicht zu den Illustratoren, die auf eigene Hand ihre Separatwiese machen wollen, ähnlich jenen eiteln Schauspielern, welche das Werk des Dichters durch eine auf eigene Faust betriebene Possenreißerei zerstören, sondern er ist ein treuer Dolmetsch dessen, was der Poet gewollt hat. Dies schon Maßhalten läßt aber eben darum die Intentionen des Gedichtes wie in verstärktem Lichte vor uns anleuchten, so daß die Freude an Dichtung und Illustration fast völlig in Eins verschmelzen muß."

Noch vor dem Erscheinen der illustrierten Oberhof Ausgabe veröffentlichte Vautier im ersten Jahrgange des „Dabeim“ eine Art Vorwort dazu in einer großen Zeichnung, die einen Beamten Ammermanns auf dem Oberhof darstellt, den noch kein neugieriger oder wißbegieriger Voricher aus der großen Zahl der „Einböse“ herausgefunden hat, die sich über die „Zweiter Börde“ ausbreiten. Die Zeichnung wurde in einem vortrefflichen Holzschnitt von Aligich und Kochlizer wiedergegeben, der die liebevolle, bei aller Schärfe der Charakteristik doch feine und vornehme Darstellungsweise Vautiers zu ungleichmalertem Ausdruck brachte. Es war die Zeit, wo der Holzschnitt nach



Abb. 21. Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 27.

langen Jahren der Wärsachtung und Verderbnis durch die Kokeiten der Pfennigblätter wieder zu Ehren gekommen war und bei einsichtigen und kunststümmigen Verlegern eine verständnisvolle Pfllege fand. Zwei in ihrem innersten Wesen völlig entgegengesetzte Geister wie Ludwig Richter und Adolf Menzel fanden im Holzchnitt das Mittel, wodurch sie sich ihrem Volke nähern und allmählich in ihm die Liebe zur Kunst, dem fremdlichsten und zugleich edelsten Schmuck des Daseins, wecken konnten, und zu ihnen gefellte sich bald Bantier, um nach dem Maße seiner Begabung an dieser ungemein wichtigen Arbeit auf dem Gebiete der geistigen Kultur mitzuwirken. Auch er hat den Holzschneidern eine große Zahl der dankbarsten Aufgäben zugeführt und

dadurch zur Blüte des Holzchnitts mitgeholfen, die erst in unseren Tagen durch die Einwirkungen eines raschen, unerlöstlichen, immer nach neuen Anregungen jagenden Lebensgenusses geknickt worden ist, der seine höchste Befriedigung nur im raschen Wechsel der künstlerischen Erscheinungen liebt.

Unsere Abb. 18 giebt den prächtigen Holzchnitt zwar in halber Verkleinerung wieder, aber sie reicht doch aus, daß man neben der martigen Charakteristik der Hauptfiguren auch die Technik des Holzchnittes würdigen kann. In einem überaus wirksamen Auszuge führt uns Bantier einige der Hauptgestalten des Oberhofs bis auf den von hinten heranschleichenden „Katrientkaiser“ vor, dessen verächtliche Miene verrät, daß er hinter dem Schwerthandel



Abb. 25. Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 2. 27.

des „Sammlers“ etwas Verdächtiges oder für ihn Augenbringendes wittert, und so lebendig ist die Szene beobachtet und dargestellt, daß man mit ebenso großem Rechte an die Stelle des auf der Hundbank unter der Eiche sitzenden Dichters die Gestalt des Waters selber setzen könnte.

Dieser allgemein anerkannte Erfolg brachte es mit sich, daß Bantier eine Zeit lang nicht aus dem Amütieren herauskam, obwohl er daneben ebenso fleißig malte. Er war so durchdrungen von der Pflicht des echten Künstlers, auch ein Lehrer seines Volkes zu sein, daß er es nicht verächtelte, selbst für Volkskalender Zeichnungen zu liefern, bei denen er sich zum Teil an Tivvilder hielt, die besonders großen Beifall gefunden hatten und ihm darum größerer Verbreitung würdig erschienen. So finden wir z. B. im Flemingischen Volkskalender „Der Vöte“ für 1866 eine

köstliche Humoreske nach einem „Das Verhör“ betitelten Bilde, bei dem es sich aber nicht um eine Kriminalgeschichte, sondern um die peinliche Abstrafung von drei Dorfrangen durch den keineswegs kriegerisch gestimmten, zudem noch bei seinem Nachmittagskaffee gestörten Schulmeister eines Schwarzwälder Dorfes handelt. Trotzdem ist die Gelegenheit so wichtig, daß der Dorfbüttel selbst in seiner Amtsuniform die drei Sünder zum Schutmeister transportiert hat, weil es die Mägerin, ein altes Weib, das ein am Hötchen verwundetes Stäbchen im Arme hält, also gewollt und gefordert hat. Damit dem richtenden Schulmeister sein Mißgriff passiere, greift die Alte der strafenden Gerechtigkeit unter die Arme, indem sie mit ausgestreckter Rechten den Hauptmissethäter durch den hakenartig gebogenen Zeigefinger bezeichnet. Der also Gebrandmarkte rechtfertigt die Denunziation allerdings durch die Miene des trotzigigen Sünders, der nur verstockt sein Haupt

senkt. Der Schulmeister wirft denn auch ihm ingrimmige Blicke zu. Da aber jenseits des Tisches seine Haushälterin steht, die die drei Angeklagten mit Augen voll Mitgefühl betrachtet, wird sich der alte Schullehrer wohl zu milder Strafe bewegen lassen. So klingen Bantier fast immer die Komposition wie bei die sie durchdringende Gefühlsstimmung zu glodenreiner Harmonie zusammen.

Zu einem späteren Jahrgang des Flemingischen „Vöten“ hat Bantier noch eine Zeichnung nach seinem Bilde „Bauer und Wäcker“ beigezeichnet, der er aber mit Rücksicht auf die lehrhafte Absicht solcher Volkskalender den Titel „Von Haus und Hof“ als Warnung vor der Ausbeutung der Landleute durch jüdische Geschäftsvermittler gegeben hat. In seinem eigentlichen Lebens-element konnte sich Bantier aber erst als Illustrateur bewegen, als ihm die Cottasche



Abb. 27. Studie in dem Stile „Eine Verhätung.“ S. 2. 27.



Abb. 26. Studie in dem Stile „Eine Verhätung.“ S. 2. 27.



Abb. 28. Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 2. 27.

Verlagsbuchhandlung in Stuttgart den Auftrag erteilte, eine der gemütsvollsten, der ergreifendsten und zugleich künstlerisch vollendetsten Schwarzwaldnovellen Berthold Auerbachs, das „Barfüßele“, die Geschichte des armen Waisenkindes, das später zu hohem Ansehen und Gedeihen kommt, zu illustrieren. Hier konnte er mit vollen Händen aus dem Reichtum seiner Studien und Erinnerungen schöpfen, und in noch vollendetere Weise als beim „Oberhof“, wo vielleicht die Gestalten des Liebespaares, des Jägers Esward und der blonden Lisbeth, nicht ganz an die Erfindung des Dichters heraureichend, gelang es ihm, aus den Figuren Auerbachs wahrhaft klassische Typen zu schaffen. Er ging sogar etwas über den Dichter hinaus, indem er den Gestalten nur soviel von dessen nachdentlicher Empfindsamkeit mit auf den Weg

gab, als es sich mit dem wahren Charakter der Schwarzwälder Bauern vertrug, den er tiefer und gründlicher erfaßt hatte als der Dichter, der zur Zeit, als er „Barfüßele“ schrieb, durch seinen langjährigen Aufenthalt in Dresden und Berlin der Naivität und der in sich gekehrten Einfalt dieses ländlichen Lebens bereits etwas fremd geworden war. Fast jede Szene, die Bantier zu veranschaulichen unternahm, wurde in seinen Händen zu einem abgerundeten Bilde, gleich viel ob sie wie z. B. die tief ergreifende Schilderung des Begräbnisses von Barfüßeles Eltern im Freien vor sich ging, oder ob sie die Gelegenheit bot, einen der überaus malerischen Innenräume der Schwarzwälder Bauernhäuser mit ihrem Holzgetäfel, ihrem Hausrat und den Stachelöfen mit der traulichen Dienbank den Lesern vor Augen zu führen.

Nach jenem glänzenden Erfolge der Illustrationen zum „Oberhof“ konnte es nicht ausbleiben, daß man Bantier als Illustrator schließlich alles zutraute, und in der That hat er in jenen Illustrationen über die Schilderung des westfälischen Bauernlebens hinaus auch so tief in das Leben der Spiechbürger in kleinen Städten hineingegriffen, daß der Verleger Bieweg in Braunschweig vollaus berechtiget war, ihm die Illustration einer Sonderausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea“ zu übertragen, die gleichzeitig mit der Geschichte vom „Barfüßele“ 1869 erschien. Wie beim „Oberhof“ geriet er aber auch hier insofern auf ein völlig neues Gebiet, als er sich in das Studium der Trachten des deutschen Bürgertums in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts versenken mußte, jener aus Frankreich eingeführten Trachten, die in Deutschland noch mit ruhrender Zähigkeit bewahrt wurden, als sie im Lande ihres Ursprungs durch die Stürme der großen Revolution längst hinweggefegt waren. Eine spätere Zeit hat sie, unbekümmert um die historische Klassifizierung, aber in richtigem Gefühl kurzweg „altfränkisch“ genannt, und den Trachten,

die ein wunderliches Gemisch von Mumm und Steifheit, von schallhafter Hofetierie und gravitätischer Würde bildeten, entsprach auch das ganze Gebaren, die Denf und Gefühlweise der Menschen, die in ihnen steckten. Das hat auch Vautier glücklich aus den guten und warmherzigen, wenn auch philisterhaft bedächtigen Menschen herausgeholt, in denen uns Goethe unvergleichliche Typen des kernhaften deutschen Bürgertums jener Tage geschaffen hat, wo die bis dahin für unerwiderlich und heilig gehaltenen Grundfesten kleinbürgerlichen Daseins zu wanken begannen.

Aus diesen Studien erwuchs dem Künstler aber noch eine reise Frucht, eine Meistererschöpfung, die unter seinen Werken so ganz und gar vereinzelt dasteht wie die Illustrationen zu „Hermann und Dorothea“ der „Toast auf die Braut“ (1870, in der Kunsthalle zu Hamburg). Aus dem Umstande, daß Ludwig Knans kurz zu vor ein Bild mit Figuren in der Tracht der gleichen Zeit, sein berühmtes „Kinderfest“ in der Berliner Nationalgalerie, bekannt unter dem Titel „Wie die Alten sangen, so zwitschern auch die Jungen“, vollendet hatte, war die Meinung entstanden, daß Vautiers „Toast auf die Braut“ unter dem Einfluß jenes Bildes entstanden wäre, wie man denn überhaupt in Düsseldorf und anderswo gern an eine Rivalität zwischen den großen Genre malern glaubte. Aber ebenso wie Vautiers „Begräbnis in einem schwäbischen Dorfe“ und Knans' „Begräbnis in einem heffischen Dorfe“ ganz unabhängig von einander entstanden sind, handelt es sich auch bei den beiden Bildern aus der Zopfzeit um ein zufälliges Zusammentreffen, das sich bei Vautier aus seinen Studien für die Illustrationen zu „Hermann und Dorothea“ ganz natürlich erklärt. Das Hochzeitsmahl, bei dem ein junger Herr in wohlponierter, vielleicht gar gereimter Rede nach dem Mannstript in seiner Linken, die Rechte zu sprechender Geberde erhebend, den „Toast auf die Braut“ ausbringt, ist in dem glänzenden Saale eines reichen Patrizierhauses hergerichtet. Zu das ver-



Abb. 29. Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 2. 27.

goldete Rahmenwerk der Wandfelder, das durch die zierliche Ornamentik des deutschen Rokoko das Auge erfreut, sind Gobelins mit figurlichen Darstellungen eingelassen, und die hohen, um den Tisch gruppierten Lehnstühle sind ebenfalls mit Gobelins überzogen. Auf diese überraschende Treue und Echtheit des Stils muß umwomehr aufmerksam gemacht werden, als Vautiers Bild zu einer Zeit entstanden ist, wo noch niemand in Deutschland daran dachte, historische Stilstudien zu machen und gar das Rokoko ein Gegenstand der gründlichsten Verachtung war. Mit diesem prunkvollen, wenn auch etwas kalten Rahmen harmoniert völlig die Gesellschaft, die sich darin aufhält und bewegt. Obwohl das Mahl schon ziemlich weit vorgerückt ist und eine Dienerin am Marmittentisch bereits beschäftigt ist, die Kompottschüsseln zum Braten zu

servieren, während vorn im mächtigen Stuhlbeden zwei Mädchen mit silbernen Häften des Moments ihrer Befreiung von den ungestümen Geistern in ihrem Innern harren, in die Stimmung der Gäste noch wohl temperiert. Nur ein verliebtes Paar wagt sich etwas ins Ohr zu flüstern, die anderen aber schauen entweder gewandt auf den Sprecher oder mit untrüger Antheilnahme auf die junge Braut, die beschaamt über die Schmeicheleien oder auch die verblühten Andeutungen des Tischredners das hübsche Köpfchen senkt, während der Bräutigam sie mit zärtlichem Stolz betrachtet. Die Mutter der Braut, die zur Linken des Schwiegersohnes sitzt, wird durch den Toast gar zu Thränen gerührt. Währenddem wiewt sich ganz im



Abb. 30.

Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 27.



Abb. 31.

Studie zu dem Bilde „Eine Verhaftung.“ S. 27.

Vordergrunde eine ungemein liebliche, von feinstem Humor durchdrungene Szene ab. Eine noch junge Mutter hat ihre beiden Kinder, ein Mädchen von etwa acht Jahren und einen jüngeren Knaben, mit halbgefüllten Weingläsern ausgestattet und sie instruiert, wie sie sich zu benehmen haben, um mit der Braut anzustoßen. Unter der Führung der älteren Schwester schreitet der kleine Buriche, der ebenso gut den langschößigen „Bratenrost“ und die langschößige Weite wie die Alten trägt, auf dem spiegelblanken Parkett hinter den Stuhlbeinen der Erwachsenen mit komischer Gravität vorwärts, nur darauf bedacht, daß er nicht den Wein verschütten oder gar das ganze Glas fallen lasse. Ebeniowenig wie bei den Schwarzwälder Bauernbildern Bantiers kommt hier dem Beschauer auch nur der leiseste Gedanke an eine Maskegerade. Mit der Kraft und Anschaulichkeit der

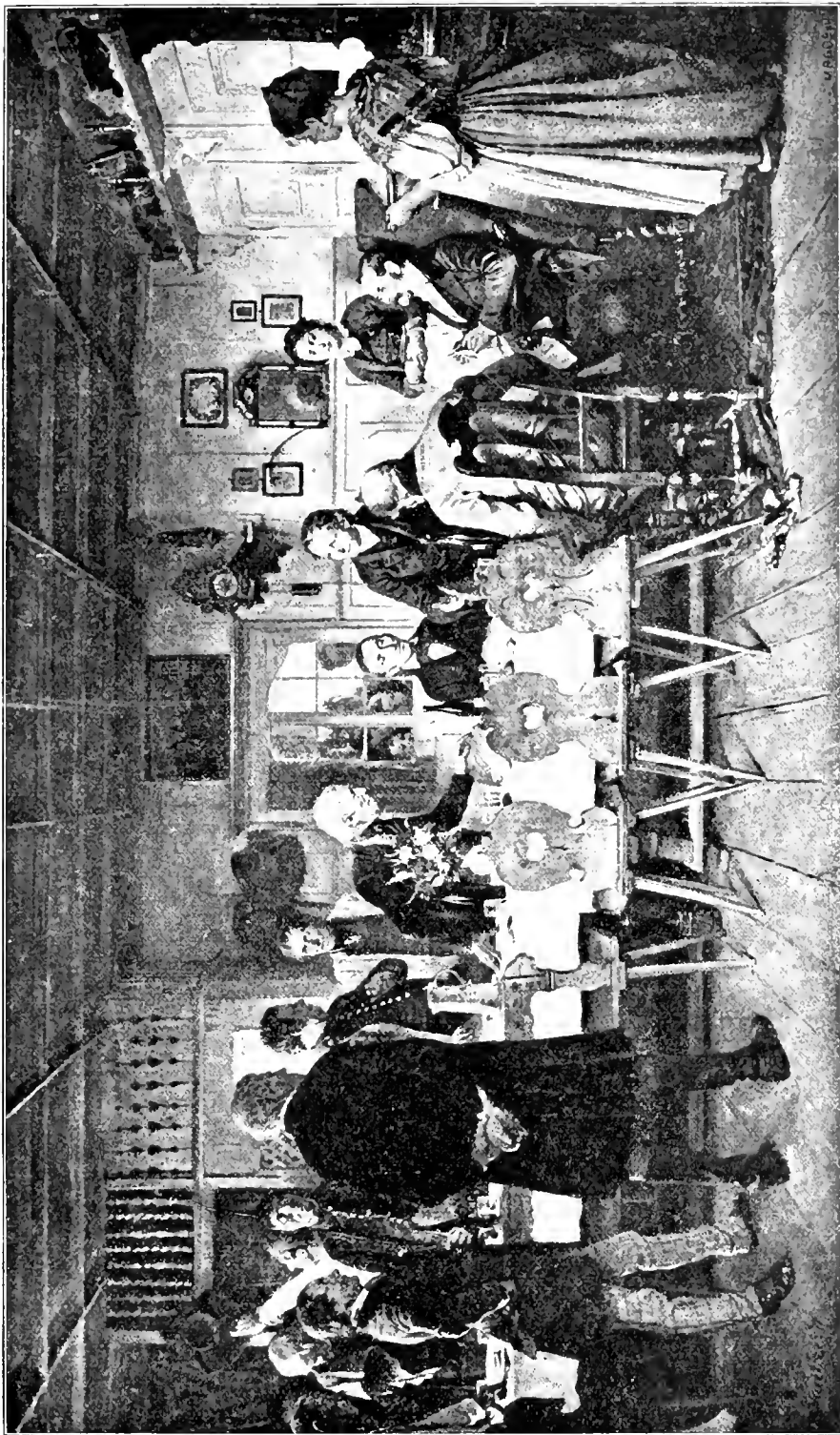


Abb. 52 Ein Speisepfeisler auf dem Zante. — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



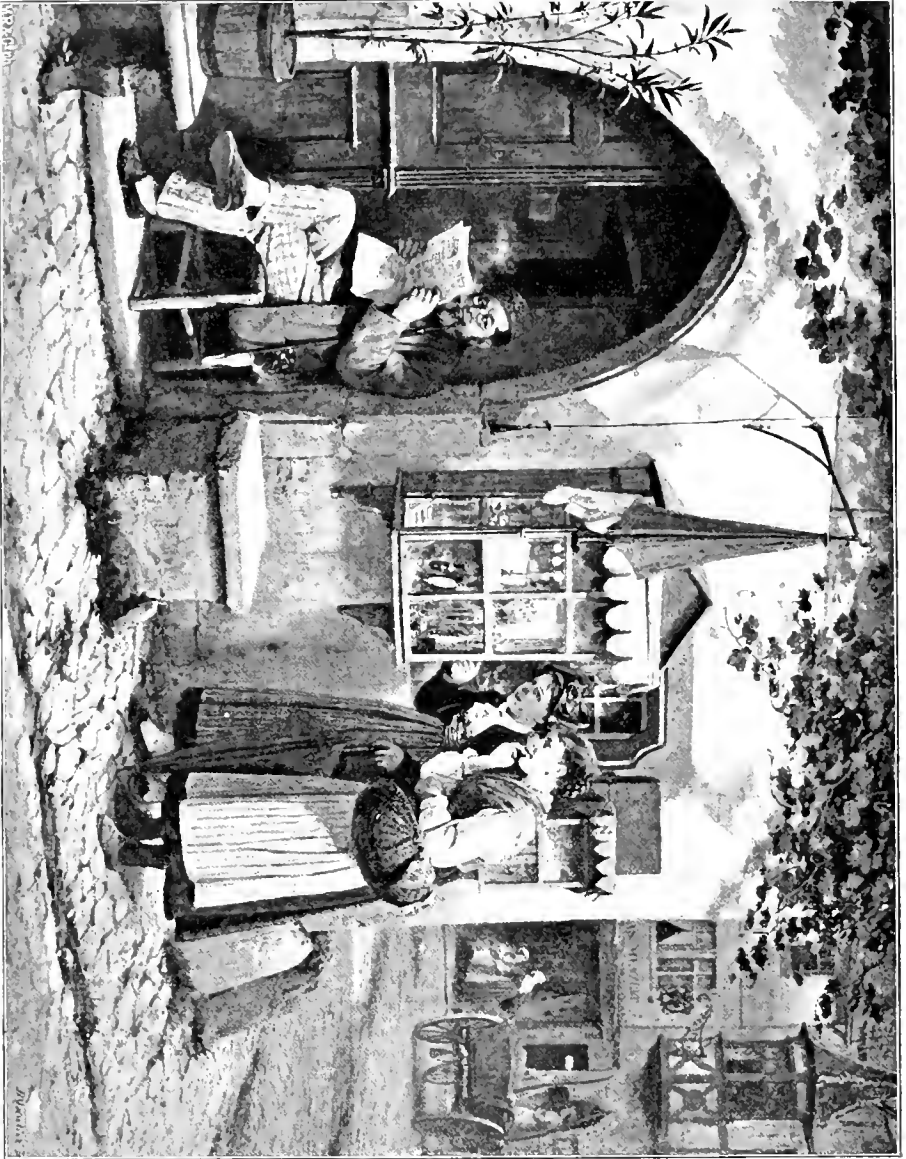
Abb. 33 Studie zu dem Bilde „Ein Zweifessen auf dem Lande.“

Phantasie, die das Kennzeichen eines echten Künstlers sind, hatte sich Sautter mit dem Geiste eines einzelnen Standes jener Epoche, der im behaglichen Gemüthe des Daseins, in einem eng begrenzten Kreise von Gedanken und Meinungen sein Lebensideal fand und nichts so sehr verabsicherte wie den Wechsel der irdischen Dinge, so innig vertraut gemacht, daß diese Gestalten aus einer längst entschwundenen Zeit in ihrem ganzen Wesen so lebendig, so klar und wahrhaftig vor uns treten wie die Bauern Sautters, die wir noch heute in den einsamen Gebirgsdörfern und den lieblichen Fluß- und Wiesenthälern des Schwarzwaldes anfinden könnten.

Die Thätigkeit Sautters als Illustrator, die er übrigens auch später noch in einzelnen Beiträgen für Gedichtsammlungen,

für das Düsseldorfer Münsteralbum u. a. m. fortgesetzt hat, hat uns, weil wir sie im Zusammenhange würdigen wollten, in der Schilderung seines künstlerischen Entwicklungsganges etwas abseits vom Wege geführt. In das Ende der sechsziger Jahre fallen noch zwei seiner Hauptwerke, von denen das früher (1868) entstandene, die „erste Tanzstunde“ (in der Berliner Nationalgalerie, s. Abb. 19) und die Studien dazu Abb. 20 und 21) durch den leicht gedämpften Humor, die sonnige Heiterkeit und die Schönheitsfreude, die die ganze Atmosphäre durchdringen, dem Herzen des deutschen Volkes besonders nahe getreten ist. In der Wirtsstube sind fünf junge Mädchen unter der Obhut einer älteren Frau und dem Zutauß der neugierigen Dorfjugend zum Tanze angetreten. Während

Abb. 11. Man Zdarafen. (Nach einer Tripanphotographie von Marti Scharfandl in Stranben)



sich vier bereits gerichtet haben, nun nach der Weisung des alten Tanzlehrers die Füße aneinanderzulegen, also die erste Stellung einzunehmen, neigt die fünfte noch an einem ihrer Tanzschuhe herum, die heute an die Stelle der sonst üblichen, bei der Arbeit und zum Märche dienenden, derben Schnürstiefel getreten sind. Auf der anderen Seite harren die fünf Partner der Tänzerinnen des Augenblicks, wo nach den

in beiden Thälern sind vielfach verwandt, wobei das besonders charakteristische Moment die breitrandigen, gelben Strohhüte mit den „Wollroten“ sind, die bei verheirateten Frauen schwarz, bei den Mädchen rot sind. Sie werden immer so angeordnet, daß eine oben auf der Spitze des Hutes ruht, und von ihr laufen strahlenförmig zwölf andere, zu je zweien gefellt, nach dem Rande aus. Über den Rückenhängen noch zwei lange schwarze



Abb. 35 Beim Advokaten (1872). Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

ersten Aufstandstehen die Aktion der Paare beginnen kann. Der älteste von ihnen, der eine Nase zwischen den Zähnen hält, betrachtet inzwischen mit kritisch prüfendem Blick die ersten Versuche, die im andern Lager gemacht werden. Die Tracht der Mädchen und Jünglinge zeigt, daß wir uns in dem fruchtbaren, amnütigen Gutachtal befinden. Hier und im Schabbachtal hat sich neben dem Markgräfler Lande die schönste, kleidfaulste Frauen und Mädchentracht des ganzen Schwarzwaldes erhalten. Die Trachten

Bänder herab, und unter dem Kinn halten zwei schwarze Bindebänder den Hut fest, unter dem gewöhnlich noch eine Kappe von schwarzem Seidenzeuge mit gleichfarbiger Kreuzfarbe getragen wird. Es ist voraus zu sehen, daß auch diese Tracht, die besonders den jungen Mädchen etwas überaus Anziehendes giebt, nicht mehr lange dem Vordringenden der städtischen Kultur mit ihrem jede Individualität, jeden persönlichen Geschmack zerstörenden Bazarumwesen Stand halten wird, und unter diesem Gewicht

punkt betrachtet, werden die Bilder Bantiers bald noch zu allen übrigen Zeichen die Bedeutung geschichtlicher Urkunden von höchster Zuverlässigkeit gewinnen.

Das zweite der oben genannten Hauptwerke, „Der unterbrochene Streit“ (1867), ist eines der äußerst seltenen Bilder des Künstlers, in denen die Szene von dramatischem Leben oder doch von einem Nachklang davon durchzuckt wird. Der Schauplatz ist wieder ein Schwarzwälder Wirtshaus. Zu Boden geschenderte Stühle, umgeworfene Weinkrüge, deren Inhalt sich auf den Fußboden ergossen hat, zerbrochene Gläser sind die Spuren eines Kampfes, der eben zwischen zwei jungen Burichen getobt hat. Der, der Sieger geblieben ist, sitzt noch an allen Gliedern vor Erregung zitternd, vorn am Tisch, wo er seinen Platz

behaupet hat. Seine Mutter legt ihm mit zärtlicher Zusprache die Hand auf die Schulter, und im Hintergrunde rechts sind drei junge Mädchen sichtbar, von denen das eine in seiner Angst auf eine Bank gestiegen ist. Im Mittelgrunde eine Gruppe heftig über den Vorfall debattierender Banern mit dem stämmigen Wirt, der mit der ausgestreckten Rechten auf den Übeltäter vorne weist, den er für den Friedensbrecher hält. Ganz im Hintergrunde links, am Fenster, ist ein alterer Baner mit finsternen Mienen bemüht, den besiegten Gegner zurückzubalten, damit er sich nicht von neuem auf seinen Widerpart stürze.

Wenn Bantier solche Szenen, wo sinnlose Wut den Menschen zum wilden Tiere macht, nicht wieder gemalt hat, so lag das nicht etwa, wie dieses Bild vollauf beweist,



Abb. 36. Studie zu dem Bilde „Die entzweiten Schwabiviertel.“



Abb. 37. Der Hypochonder. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

an den Grenzen seiner Begabung, an einem Mangel an Kraft in dramatischer Schilderung, sondern an seinem von Jugend auf gepflegten Schönheitsstimm, an seiner Neigung, die Seelen der Menschen zu studieren, wenn sie sich nicht in leidenschaftlicher Erregung, die den Seelenforscher oft irre führt und ungerecht macht, sondern im Normalzustande, im Gleichgewicht ihrer seelischen und physischen Eigenschaften und Kräfte befinden. Eine dramatisch zugespitzte, im modernen Sinne sogar „sensationalle“ Begebenheit hat er später nur noch einmal dargestellt, in einem „Eine Verhaftung“ benannten Bilde, das bei seinem ersten Erscheinen auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1879 einen großen, durchschlagenden

Erfolg errang, trotzdem daß ein in Paris gebildeter Schwede, Namens Salinsson, mit einem Bilde ähnlichen Inhalts, einer Verhaftung in einem Dorfe in der Picardie, aufgetreten war, das aber mehr durch das Raffinement des Kolorits als durch die Mannigfaltigkeit und Tiefe der Charakteristik blenete. Diese Vorzüge hatte dagegen des deutlichen Meisters bescheiden und doch kräftig und nachdrucksvoll gemaltes Bild (Abb. 22 und die dazu gehörigen Studien Abb. 23–31) in reichstem Maße. In einer Nebengasse einer Schwarzwaldstadt hat sich endlich das Schickial eines Mannes erfüllt, das ihm seine Nachbarn längst prophezeit hatten. Ein Gendarm hält ihn mit festem Griff am Rodkragen, während er ihn,

unter der Aufsicht eines Gerichtsbeamten die Gruppe ist bereits am Ausgang der Gasse angelangt in sicheren Gewahrsam bringt. Der Mann muß in dem dunklen Gewölbe gegenüber dem Laden des ehr samen Bäckermeisters, der als Volkstredner die ganze Ansammlung von Kindern und Vorübergehenden beherrscht, ein dunkles Gewerbe betreiben haben. Die auf dem Bilde noch sichtbaren Buchstaben seiner Firma rechts neben dem Thorbogen deuten darauf hin, daß er vielleicht durch mißaußere Geldgeschäfte mit den Geiseln in Konflikt geraten ist. Trotz der Erbitterung, in die nachher gerade die Bevölkerung durch Verführer und Blutsauger schlimmer Art gedrängt worden ist, erhält sich aber immer noch ihr gesunder Kern. Die Leute haben auch mit ihren Feinden Mitleid, und das hat Vautier in diesem Sittenbilde nach seiner Kenntnis des innersten Weisens der Schwarzwälder auch zum Ausdruck gebracht. Wenn auch die zornigen Männer wild aufbegehren, wenn sich auch die ruhigen Philister scheu, aber mit bösen Blicken, an der Straße des Unheils vorüberdrücken, so haben doch manche Frauen und Mädchen inniges Mitgefühl mit den beiden Verlassenen. Ob das junge Weib, das in namenlosem Schmerz, in der ersten Morgenfrühe durch das schreckliche Ereignis aufgeschreckt, nur dürrig bekleidet auf der Schwelle zusammengebrochen ist, die Frau oder die Tochter des Verhafteten ist, hat der Künstler zweifelhaft gelassen. Aber die Schilderung ihres Schmerzes hat er so beredt gestaltet, daß die Teilnahme, die ihr die Jugend zuwendet, völlig begreiflich ist.

Tritt hier die Intimität der Charakteristik hinter dem Interesse an dem sensationellen, eine ganze Gasse in Aufrührung bringenden Ereignis etwas zurück, so sind dagegen fast alle Figuren, denen wir auf dem 1871 entstandenen „Zwedeßen auf dem Lande“ (Abb. 32 und die dazu gehörige Studie Abb. 33) begegnen, auf die eindringlichste Charakter- und Seelenmalerei gestellt. Mit einem Schlage versetzt uns der Künstler in die Parteinungen und bitteren Zwistigkeiten einer Landgemeinde des Gutachthals. An einem Kürstenhofe kann der Streit um den Vortritt bei einem Galadiner nicht heftiger geführt werden als unter diesen stolzen, stier

nackigen Bauern, von denen einer dem anderen nicht ein Haar breit weichen möchte. Während der am obersten Ende der Tafel sitzende Landrichter, die Verkörperung starren Bureaukratismus, bereits das Zögern der Aufwärtkommen übel bemerkt, sucht der alte Geistliche mit einer Miene, die von lauter Veröhnlichkeit und Friedfertigkeit leuchtet, durch eine einladende, an den Führer der Mißvergnügten gerichtete Geberde dem drohenden Konflikt vorzubeugen. Aber inzwischen scheint bereits die feindliche Spannung der Opposition aufs höchste gestiegen zu sein. Der breitschultrige, häßliche Bauer, der mit auf dem Rücken zusammengeklagenen Händen im Vordergrund links steht, wirft einen Blick voll unverhohlenen Hasses auf den Bauern, der ihm zuvor gekommen ist und sich's eben auf dem Lehnstuhl zur Linken der höchsten Respektsperson bequem gemacht hat. Daß sein Haß zuvor wacker geschürt worden ist, läßt sich im schwer aus der höhnisch triumphierenden Miene des neben ihm stehenden kleinen Schneiders, der seine helle Freude an Streit und Unfrieden hat, herausfühlen, und auch auf der andern Seite scheint der verbissene Großbauer Gefinnungsgegnossen zu haben, die nur mühsam ihren Groll über die ihnen vermeintlich widerfahrne Unbill zurückhalten. In der Mitte zwischen den feindlichen Parteien sitzt als ein Urbild von Gelassenheit, Demut und sanfter Ergebung in das Schicksal der hagere Dorfschullehrer, den schon die Rücksicht auf sein schmales, fast allein auf die Gnade der reichen Bauern gestelltes Einkommen jede Parteinahme, eigentlich schon jedes laute Wort in dieser Gesellschaft verbietet.

Schon bei den Illustrationen zu Zimmermanns „Oberhof“ haben wir gesehen, mit welchem Eifer und mit welchem glücklichen Gelingen sich Vautier in das Studium der zwischen Geitalten der noch halb ländlichen, von den Schienenwegen des Weltverkehrs abgelegenen kleinen Städte verienkt hat. Diese Studien setzte er auch später noch fort, und so entstand nach und nach eine ganze Galerie von seltsamen Geitalten, die kulturhistorisch eine nicht geringere Bedeutung haben als seine Bauern, weil auch sie bereits einer Zeit angehören, die mehr und mehr im Gedächtnis der Lebenden verblaßt und bald nur aus literarischen und künst

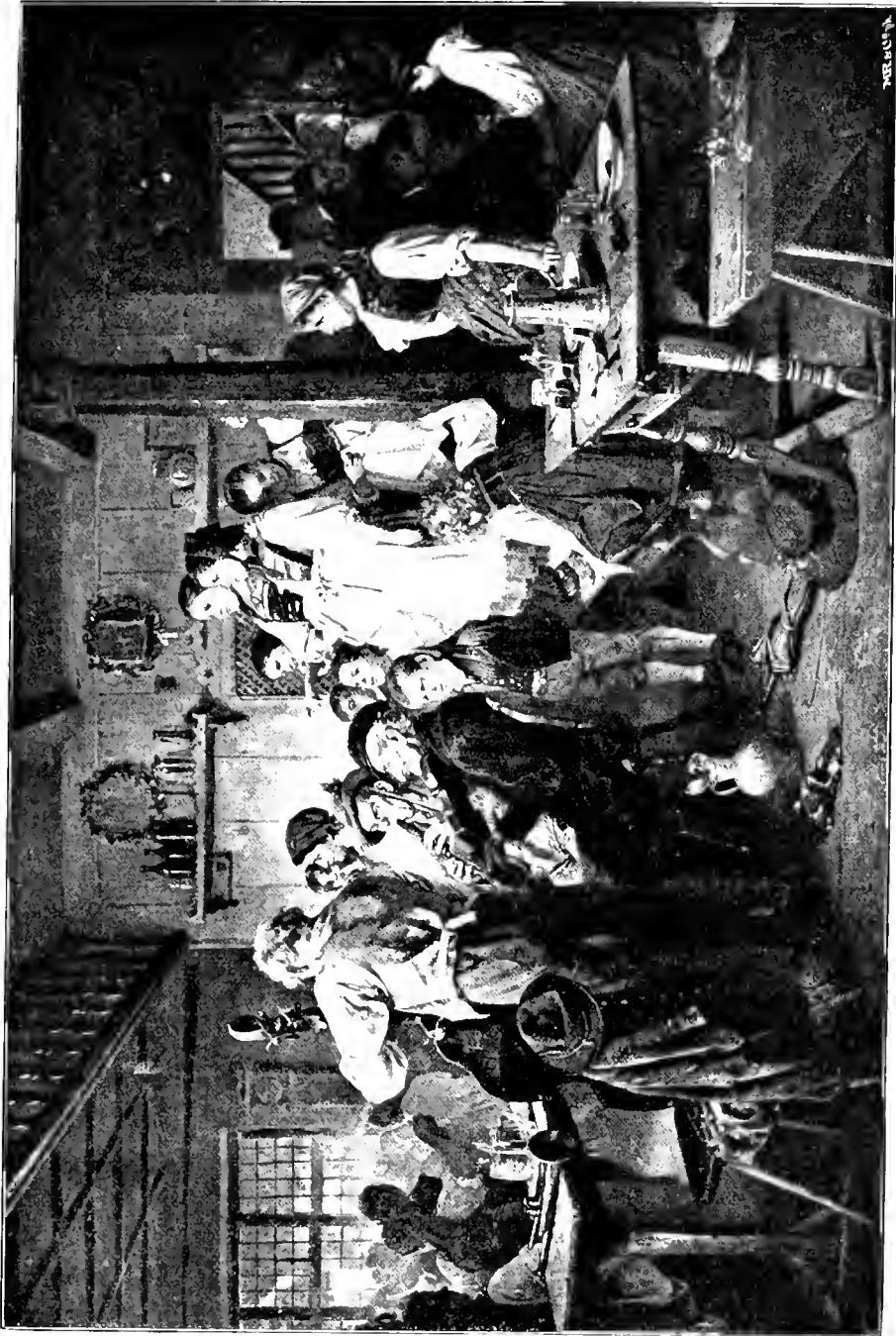


Abb. 38. Tausch in einem jüdischen Dorfe. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

terischen Dokumenten in ihrer phibistischerhaften Beschränktheit studiert und verstanden werden kann. Der Landrichter auf dem „Zweckessen“, der Krampus des von seiner Würde ganz und gar durchdrungenen, Heinstädtischen Beamtenbüurets, ist ein köstliches Glied in dieser Reihe von Gestalten. Vormärzliche Polizeigeichter dieser Art sind ebenjowohl aus dem modernen Leben verschwunden, wie z. B. der Krämer, bei dem alles zu haben ist, was der Landbewohner braucht, und der vor seiner Haustür unter dem Thorbogen wie die Spinne in ihrem Neze sitzt, um die Staustustigen schnell abzufangen (Abb. 34), oder der würdige Advokat in altvaterischer Tracht, der es nicht verschmäht, seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um nach den Dokumenten den schwierigen Fall zu prüfen, den ihm der Zwießbürger mit den listig funkelnden Augen noch redselig erläutert (Abb. 35). In kleinen Städten mögen aber noch harmlose Phibistler ihr verborgenes Dasein leben, wie sie uns Bantier in dem Bilde „Die entzweiten Schachspieler“ (eine Studie dazu giebt Abb. 36) darstellt, und die Zwe-



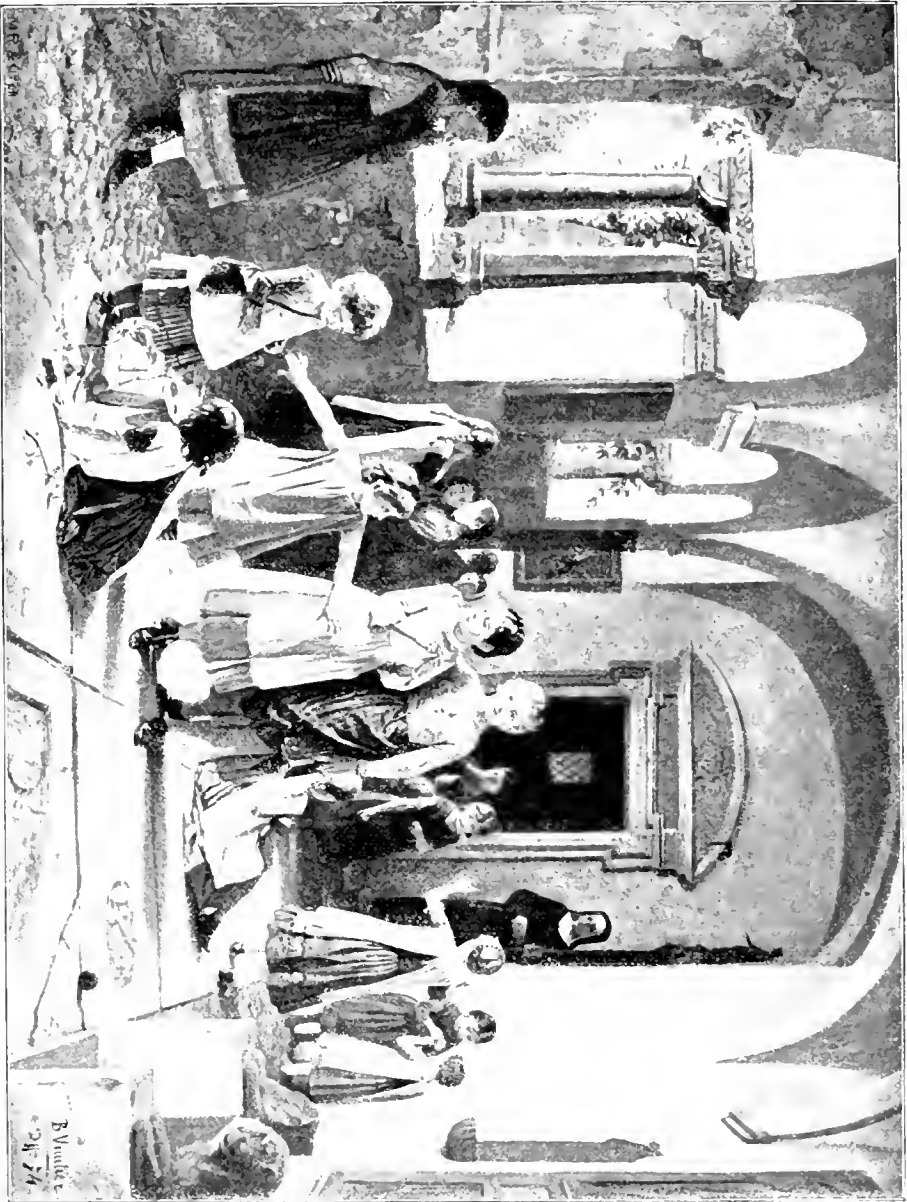
Abb. 39. Studie zu dem Bilde „Tanzsaal in einem schwabischen Dorfe.“ S. 2. 13.

zialität der verrodneten Altenmenschen, die selbst durch die erwachende Frühlingsspracht eines deutschen Wäldchens mit argwöhnlichem, mißtrauischem Gesicht dahinschleichen wie Bantiers klassischer „Hypochonder“ (Abb. 37), ist auch noch nicht völlig ausgestorben.

Langsamer und gern verweilender Bantier aber nicht bei diesen teils drolligen, teils griechenartigen Gritzenängern. Das Lebenselixier seiner Kunst war und blieb doch immer die heitere Lebenslust, das wohltemperiertere Vergnügen seiner lieben Schwarzwälder allemannischen Stammes. Je mehr er von ihren stillen Freuden zu erzählen versuchte, desto tiefer drang er in die Seelen dieses Volksstammes ein, und darum wirkt jedes Bild des Meisters immer wie ein frischer Trunk aus der Quelle. Was wir selbst bei den größten niederländischen Genrematern, bei

Bronner, Teniers, Ostade, Terborch, Steen, Mesu und anderen beobachten, daß sich nämlich bei dem großen Umfange ihres Schaffens nicht bloß ihre Typen, sondern auch ihre Kompositionen wiederholen – diesen Überdruß an dem ewig Gleichen im beständigen Wechsel des Motivs empfinden wir bei Bantier niemals. Jene Niederländer sind dafür größere koloristische oder sagen wir besser Farbentechniker als er gewesen. Denn für ihn ist die Darstellung in Farben nur Mittel zum Zweck. Ihm steht das seelische Moment höher als das koloristische. Er sucht zuerst die Seelen seiner Menschen zu ergründen, und dann wählt er mit Sorgfalt die Mittel, um seiner höchsten Absicht zu einem vollkommenen Ausdruck zu verhelfen. Diese Art materieller Darstellung steht zur Zeit, wo wir dieses Charakterbild

Abb. 10. Zur Veranstaltung der Spottrednerischen Gesellschaft in Berlin.



eines auf sich selbst gestellten und in seiner Anschauung vollkommen gefestigten Künstlers entwerfen, in sehr geringer Schätzung. Die jungen Stürmer und Dränger, denen der Lehr- und Entwicklungsgang der alten Meister zu lang und zu langweilig geworden ist, wollen rasch fertig werden, und eine schnellfertige Technik befördert den raschen Entschluß. Auf den Inhalt einer künstlerischen Darstellung kommt es nach

bestehen, die niemals Motoristen im modernen Sinne gewesen sind, sondern immer den Nachdruck auf den Inhalt ihrer Darstellungen, den geistigen wie den materiellen, gelegt haben.

In der Reihe der Künstler dieses Schlages nimmt auch Vautier, natürlich nach dem Maße der ihm verliehenen Gaben, seinen Platz ein. Er ist immer mehr Charakterzeichner und Erzähler als Motorist;



Abb. 41 Studie zu dem Bilde „Im Kreuzgang.“ S. 2. 16

ihrer Meinung nicht mehr an. Nur die unendliche Vervollkommnung der technischen Kunstgriffe, der in Hunderten von aus und inländischen Ateliers erdachten und eifrig herumgetragenen motoristischen Kniffe und Wige kann der darhenden Kunst eine goldene Zukunft, ein Paradies eröffnen! Bis jetzt hat diese neue Lehre aber mehr Geirisch gemacht, als wirkliche Erfolge gehabt, und wenn wir ihre Grundsätze als Maßstab jeder Kunstbeurteilung annähmen, würden in einer solchen Art von Prüfung selbst ein Raffael und ein Michelangelo schlecht

aber seine göttliche Beobachtungsgabe, seine schier unerschöpfliche Erfindungskraft bringen es zuwege, daß man seiner Vorgeschichten, trotz ihrer kaum noch übersichtbaren Fülle, weit weniger überdrüssig wird, als der oft verblüffenden, motoristischen Experimente der „Modernen“, bei denen nur die Augen geblendet, die Sinne getäuscht werden, während Geist und Gemut völlig leer ausgehen.

Es ist eine in seinem lichten Kunstcharakter tief begründete Eigentümlichkeit Vautiers, daß er fast niemals, was einst ein großer Pfadfinder auf einem anderen

Kunstgebiete, Gustav Arentag, als eine notwendige Forderung aufgestellt hat, das Volk bei der Arbeit aufsucht. Auch hierin sieht er in vollem Gegensatz zu einer großen Gruppe der modernen Künstler, die die Arentagische Forderung auf breiterer Grundlage mit sozialvolklicher Tendenz in den Vordergrund ihres Schaffens gerückt oder gar zu dessen Endziel gemacht haben. Zeigt Bautiers Tätigkeit dadurch eine gewisse Einseitigkeit, so hebt er sie wieder durch die Mannigfaltigkeit und Tiefe seiner Charakteristik auf.

Dieses kommt uns wieder zum vollen Bewußtsein, wenn wir, in der chronologischen Betrachtung seiner Werke fortfahrend, uns dem 1872 gemalten „Tanzsaal in einem schwabischen Dorfe“ (Abb. 38 und die dazu gehörige Studie Abb. 39) zuwenden. Von dem Tanze selbst bekommen wir in den links im Hintergrunde durcheinander wir betenden Paaren nur wenig zu sehen, desto mehr von den Zuschauern männlichen und weiblichen Geschlechts, die mit wahrer Anbacht dem höchsten irdischen Vergnügen der Töchter zusehen, an dem selbst teilzunehmen ihnen allzugroße Jugend oder dienstliche Obliegenheiten verbieten. Haben wir hier nur helle Freude an einer stattlichen Reihe amütiger Kindergestalten, deren Schönheit noch halb in der Knospe verfloßen ist, so zeigt uns Bautier in der prächtigen Gruppe der drei Musikanten in der Mitte neben der Mutter auch die Schärfe und den Humor seiner Charakterisierungskunst. Das zu einer drolligen Grimasse verzerrte Gesicht des Klarinettenspielers ist sozusagen bereits das Echo seines keineswegs die Schübe befördernden Gewerbes geworden, und das verrodnete Antlitz des schmalen Mannchens mit der Violine erzählt uns einen ganzen Roman von den Leiden und Entbehrungen eines herumziehenden Dorfmusikanten, dem nur Sonn- und Festtags ein karger Verdienst in den Dorfwirtshäusern winkt.

Wie im Schaffen fast aller großen deutschen Genremaler nehmen auch in dem Bautiers Darstellungen aus dem Kinderleben einen großen Raum ein. Der Familienstimm, die Freude am Familienleben ist einer der Grundzüge des deutschen Volkscharacters, die ihn scharf von dem der Glieder der romanischen Völkergruppe unterscheiden, und mit richtiger Empfindung für

diese Eigentümlichkeit ihres Volkes haben die deutschen Genremaler im Gegensatz zu den französischen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit von jeher in der Darstellung dieser ruhigen Freuden gefunden. Diese Darstellungen haben auch zuerst die Achtung vor der deutschen Kunst im Auslande, zum meist bei den Franzosen, begründet und an diesem Siege über Vorurteil und Haß gegen deutsche Kunst und deutsches Wesen hat Bautier seinen reichen Anteil gehabt. Wir haben schon mehrfach bei den bisher besprochenen Bildern des Künstlers auf die liebevolle, außerordentlich mannigfaltige Charakteristik seiner Kindergestalten hingewiesen. Aber es waren immerhin erst verhältnismäßig wenige Typen aus dem Schatzkästlein seiner Studien. Oft genug hat er Kinder allein zum Gegenstand umfangreicher Bilder gemacht oder sie so in den Vordergrund des Interesses gerückt, daß sie die ganze Komposition beherrschen. Eines der frühesten Bilder dieser Art, „Im Klostergang“ (1874, Abb. 40 und die Studie dazu Abb. 41) läßt uns in einen romanischen Kreuzgang blicken, in dessen altertümlicher, ehrwürdiger Umrahmung sich eine Schar von jugendfrischen Mädchen verschiedenen Alters während der Erholungsstunde des Unterrichts unter der Aufsicht einer wohlwollenden Schulschwester tummelt. Herrschen hier noch unumschränkt eitel Jugendlust und unbefangener Frohsinn, so tritt in der „Katechisation“ (Abb. 42), zu der anscheinend die beiden Zeichnungen, die unsere Abbildungen 43 und 44 wiedergeben, als Vorstudien gedient haben, bereits der Ernst des Lebens in den Vordergrund, freilich mehr in den Mädchen, die dem jungen am Altar in der Sakristei lehrenden Geistlichen viel ernster und ergriffener Rede stehen oder seinen Worten lauschen als die Knaben, die ihre räuspelhaften Gewohnheiten aus der Dorfschule auch an dieser geweihten Stelle nicht lassen können. Wie diese Knaben sich außerhalb der Schule geberden, wie auch im Schwarzwald das alte Wort „Jugend hat keine Tugend“ in voller Geltung steht, hat Bautier besonders drastisch in dem mehr komischen als wirklich bözartigen Bilde „Hinterlist“ (1884, in der Hamburger Kunsthalle, Abb. 45) mit der köstlichen Winterlandschaft gezeigt, und was für Alotria, welchen Umfug die Schulknaben auch sonst noch auf ihrem Wege zur Bildungsstätte treiben, lesen wir von einem Studienblatte (Abb. 46) ab, dessen einzelne,



Abb. 12. Natchaktion. — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

offenbar direkt nach dem Leben niedergeschriebene Figuren, wenn wir nicht irren, zu dem Bilde „Vorjüngend im Schnee“ verwendet worden sind.

Zu die vornehme Umgebung einer reichen Familie, die den Sommer in ihrer prächtigen Landvilla verlebt, führt uns das Bild „Merkwürdige Begebenheit“

(Abb. 47 und die Studie dazu Abb. 48), dessen Hauptperson, die die mütterliche Nahrung spendende Amme, wie die riesige Bandschleife ihres Kopfschnittes zeigt, freilich wieder mit dem Schwarzwald zusammenhängt, mit jenem Teile des Breisgaues, den man das „Markgräfler Land“ nennt. Die dort gedeihenden Mädchen zeichnen sich vor den übrigen Schwarzwälderinnen durch ihre oft auffallende Schönheit aus, und darum werden sie gern in die Stadt als Dienstboten gezogen, besonders wenn eine prächtige Maid dieses Schlages in die Lage gerät, die unser Bild zum höchlichen Ver-



Abb. 41. Andachtige Mädchen. Nach einer Zeichnung.



Abb. 43. Studie zu dem Bilde „Matrondation“ 2 2. 49

gnügen des kleinen Burschen im Sammetanzug vorführt, der mit lachelnder Neugier demselben Ernährungsprozess beiwohnt, den er selbst einst unbewußt durchgemacht hat. Der sichere Takt und die feinsche Annuit, die über allen Schöpfungen Bautiers wachen, lassen auch hier keine Empfindung aufkommen, die den stillen Frieden dieser kleinen Idylle stört. Der gesamte Charakter dieses Bildes erinnert uns daran, daß Bautier schon zwei Jahre früher eine kleine Episode aus dem Leben der müßigen Dienerschaft vornehmer Häuser gemalt hat, die wir nicht bloß als Zeugnis seiner Vielseitigkeit, sondern auch seines scharf pointierten Humors wiedergeben (Abb. 49). Die halb verblüffte, halb noch in verführerischem Hoch mit trogende Miene des befahrenen Dieners in Kotofotradt zeigt wirklich mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß das hübsche Bauernmädchen, das nach verrichteter Arbeit den herrschaftlichen Part verläßt, ihn bei seinem unzeitlichen, nach der frühen Jugend listernen Begehren gründlich „abgerummelt“ hat. Natürlicher Witz und

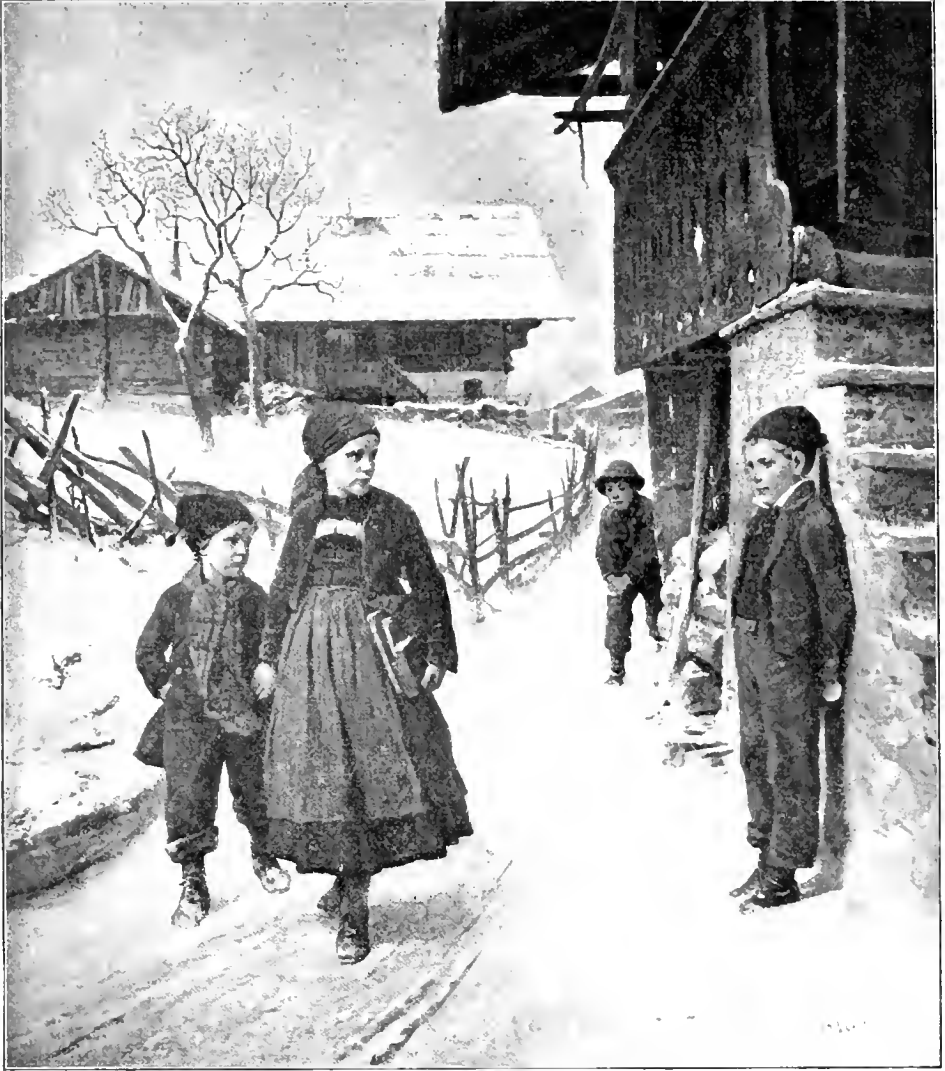


Abb. 4. Winterlich. In der Annthalle zu Sambura. Eher Verlag der Ehat. Kunst, München.

die trostige Stetigkeit, die nur unverdorbene Jungfräulichkeit schaffen kann, haben dem alten Zunder sein listiges Ziel verdorben.

Die einfache und doch humorvollste seiner Kinderzügen, die jedes Vater und Mutterherz mit hellster Freude in Erinnerung an zahllose ähnliche Antritte in der eigenen Kammer erfüllt, hat Bantier 1889 gemalt: die ganz und gar schwarzwäldisch unübrigliche Badezene, wobei ein etwa achtjähriges Mädchen nach dem Weggang der Mutter die Aufsicht über den transtöpfigen Bruder führt, der sich, aus Leibstrafen

schreiend, um dem Tode durch Ertrinken zu entgehen, an dem Rand des großen Waschzubers festklammert, der in dieser landlichen Einfachheit die Rolle der städtischen Badewanne spielen muß (Abb. 50) und die dazu gehörigen Studien Abb. 51 und 52).

Kinder verschiedenen Alters bilden auch den Mittelpunkt des 1879 entstandenen humorvollen Bildes, das den Besuch eines städtischen Mutterbüchchens bei seiner Verwandschaft auf dem Lande darstellt (Abb. 53, 54 und 55). Der fremde Knabe fühlt sich trotz des ermunternden Zuredens

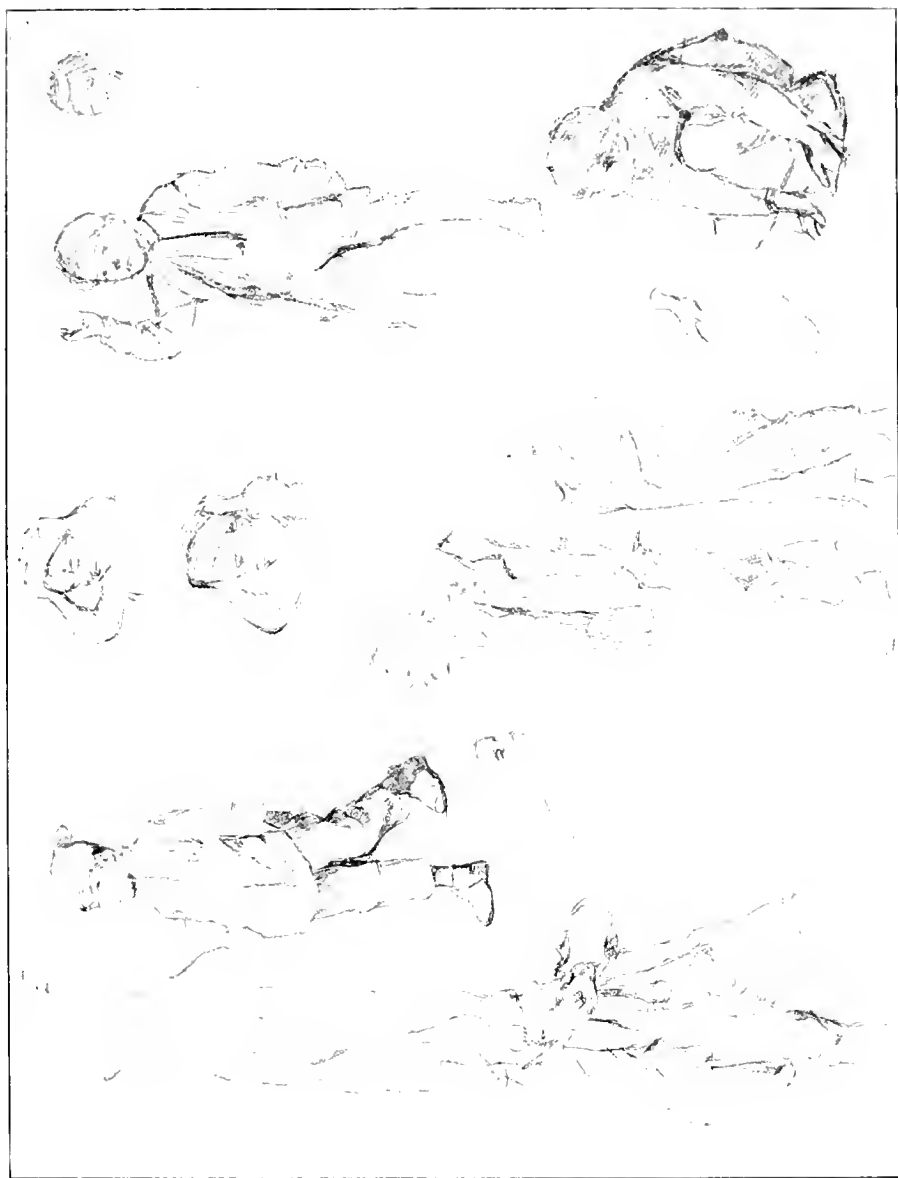


Abb. 46. Zandrenblatt mit zur Zandren gehenden Frauen. Maß einer Zandren.



Abb. 17. Eine merkwürdige Begebenheit. (1877). (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

feiner Mutter bei den Bettern auf dem Lande offenbar nicht wohl, obwohl einer der Kleinsten sein Bestes, einen rotbäckigen Apfel, hergiebt, um den Besuch freundlich zu stimmen, und auch sonst die ganze Umgebung nur Frölichkeit und Behaglichkeit anspricht. Wie hier die Blicke der Erwachsenen alle lächelnd auf den störrigen Gast gerichtet sind, so bildet auf der freundlichen Idylle „Ein neuer Weltbürger“ (1888, Abb. 56 und 57), deren Schauplatz die bedachte Vorhalle eines hochgelegenen Dorfkirchleins ist, ein Neugeborener, der Stolz der jungen Mutter, den Mittelpunkt höchlichen Interesses oder fragender Neugier der Kirchgänger. Es handelt sich vermutlich erst um die Dankagung der eben genesenen Wöchnerin vor Gottes Altar, da bei einer Taufe gewöhnlich ein reicherer Aufwand in der Tracht und eine größere Gvatterschaft aufgeboten wird. Daß Kinder aber nicht immer, wie hier, lichte Freude um sich verbreiten, sondern bis-

weilen auch eine recht unbequeme, störende Zugabe sein können, empfindet niemand so sehr wie das Liebespaar auf dem „Betauschte Werbung“ genannten Bilde (Abb. 58). So recht eigentlich vermögen sich die beiden verliebten Leutchen ihres Glücks noch nicht zu erfreuen; denn das hübsche, dralle Mädchen in der schmucken Markgräfler Tracht „lutherischen“ Gevräges, die Hebel, der erste und echteste Dichter des Schwarzwalds, in einer seiner lieblichsten Dichtungen so anmutig besungen hat, blickt ängstlich nach der neben dem Schrank im mütterlichen Lebensstuhl sitzenden, jüngeren Schwester, deren geivannt lanchende Miene nur zu deutlich verrät, daß sie sich bei weitem nicht so ernstlich in ihr Strickzeug vertieft hat, wie der auf dem Fußboden liegende kleine Brender in seine Bilderchronik.

Es ist auffallend, daß Bantier eigentliche Liebeszenen sehr selten dargestellt hat, und von dem „Langen und Bangen in schwebender Pein“, das den Grundton eines

guten Teils der schwäbischen Volkstlieder bildet, scheint er ganz und gar nichts wissen zu wollen. Junge Bürche und Mädchen im fröhlichen Vessammensein zum Tanz oder zu sonstiger Unterhaltung das ist seine Sache. Aber gierende Liebhaber und schmachtende Schönen mögen seinem gesunden Gefühl mitleidig sein. Vielleicht glaubt er auch, das Seinige nach dieser Richtung in den Illustrationen zum „Eberhof“ und zum „Barfüßele“ gethan zu haben. Darin begegnet er sich mit dem um einige Jahre jüngeren, sonst ganz anders gearteten Defregger, dem alles empfindsame, verliebte Wirren, das schmachtende Anstarren zweier Liebeseute, ebenso gründlich zuwider ist. Mit diesem hat Bantier auch die Neigung gemein, aus der Fülle seiner Studien einmal eine Einzelgestalt herauszuheben und

sie allein in sorgfamer Durchföhrung zum Gegenstande eines Bildes zu machen, wo bei er es freilich im Gegensatz zu den nach dieser Richtung vielseitigeren Defregger und Sinans fast nur auf hübsche, junge Mädchen abgesehen hat. Zur Probe führen wir zwei Prachtgeschöpfe aus dieser Bantier'schen Schönheitsgalerie unseren Lesern vor Augen: das schöne Mädchen bei der Sonntagstoilette, dessen feines, mit Zweigen besetztes Heud neben dem prächtig gestickten Wiedertag auf das Haus eines wohlhabenden Großbauern deutet (Abb. 59), und die dunkelauigige, am Fenster des Geliebten harrende Wartgräflerin im Arbeitskleid, wobei an die Stelle der großen Bandschleifen mit den breiten Flügeln um den Kopf gelotete Tücher treten, bei den Protestanten weiße, bei den Katholischen rote



Abb. 48 Studie zu dem Bilde „Eine merkwürdige Begebenheit.“



Abb. 49. Abgetrumpft. 1875. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

(Abb. 62). Zur Ergänzung und weiteren Charakteristik des Künstlers als eifrigen Forschers in der Annahme und Schönheitsfülle des Schwarzwaldes und auch des städtischen Lebens reihen wir hier eine Anzahl von zufälligen Naturstudien an, die Water größtenteils eine wirksame Verwendung in figurenreichen Kompositionen gefunden haben (Abb. 60, 61, 63–67).

Wenn uns Vautier also nur sehr wenig von dem heimlichen Rosen verliebter Paare erzählt hat, so ist er dafür desto redseliger, wenn es sich um eine Hochzeit oder die Vorbereitungen dazu handelt. Freilich ist ihm dabei, wenn er bei der Wahrheit bleiben wollte, im Laufe der Jahrzehnte, während welcher er das Leben und die Sitten der Schwarzwaldbevölkerung studiert hat, manch dankbares materielles Motiv entgangen, manch Stück altertümlicher Tracht entchwunden, das sich nur noch in der Erinnerung der

Großväter und Großmütter und bei Karitätenssammlern erhalten hat. Auf Absonderlichkeiten des Kostüms oder gar auf gewisse Ungeheuerlichkeiten des weiblichen Kopfschmucks bei feierlichen Gelegenheiten scheint Vautier übrigens niemals großes Gewicht gelegt zu haben. Den trichterförmigen Aufsätzen, die vor Jahrzehnten die Frauen von Willingen trugen, den Kränzchen, die auf den Häuptern der Mädchen wippen, die einen Neugeborenen zur Taufe tragen, den steifen Cylinderhüten der katholischen Frauen des Baaerer Landes

diesem und ähnlichen seltsamen Schmuckstücken, die die weibliche Erscheinung nach unserem Geschmack mehr entstellen als verschönern, sind wir auf Bildern Vautiers niemals begegnet. Es scheint, daß diese Ungeheuerlichkeiten seinem Gefühl, das sich immer im Gleichgewicht einer edlen Maßhaltung bewegt, widersprachen, und er wählte darnach aus der Fülle Schwarz-

wälder Trachten, was ihm als das Charakteristische und Schöne zugleich erschien. Zu neuerer Zeit haben sich aber die Grenzen der einzelnen Landschaften des Schwarzwaldes, die früher in Sitten und Trachten eine gewisse Verschiedenheit darboten, dank der Erleichterung des Verkehrs durch Schienenwege und Dampfswagen, so vermischt, daß es selbst dem gelehrtesten Vertreter der modernen „Kostümwissenschaft“ schwer fallen dürfte, von jeder einzelnen Erscheinung immer mit unfehlbarer Sicherheit ihre Herkunft aus diesem oder jenem Thal, aus diesem oder jenem Gebirgsdorfe festzustellen. Wir haben wenigstens bei diesem Versuch, das Gegenständliche in Bantiers Bildern aus seinem Nährboden zu erklären, oft die Kostümbücher, die ethnographischen Schilderungen, die Reiseführer u. s. w. vergebens zu Rate gezogen und dabei gestaut, wie weit die Beobachtungen gelehrter Männer über einen Stoffzug, ein Wieder, eine Schürze oder einen Hut auseinandergehen. Schwabacher und Gntacher Trachten sind nicht stark von ein

ander unterschieden, und die Wartgaister und die Hanauer auch nicht. Um die Hauen steiner, die noch die meisten charakteristischen Eigentümlichkeiten haben, hat sich Bantier aber bei seinen ersten Studien in Herrlich nicht wieder gekümmert. Vielleicht mit Absicht, weil Knans eine Zeitlang das „Hogentaud“ zu seiner Domäne erkoren hatte und er mit diesem nicht weiterern wollte, zumal auf einem Gebiet, dessen streitbare Zulassen sich, wie wir aus den prächtigen Schilderungen Schefels wissen, leicht zu unerwünschten Thaten aufregenden Verlaufs hinreißen lassen.

Es scheint es auch, als habe Bantier absichtlich Trachten aus verschiedenen Teilen des Schwarzwaldes mit einander gemischt, um seine Kompositionen über das Zufällige zu erheben und zu allgemeingültigen Schilderungen aus dem Leben des gesamten Schwarzwaldgebietes zu machen. Die Hochzeitsgesellschaft freilich, die wir auf einem der anmutigsten und schönheitreichsten Bilder des Künstlers, dem „Abschied der Braut vom Elternhause“, im höchsten Stadium der



Abb. 50. Am Bade. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Aröhllichkeit vor uns sehen (Abb. 69 und die dazu gehörige Studie Abb. 68), scheint, so weit die Trachten vermuten lassen,

die sich weinend an ihre Brust schmiegt, während die jüngste mit ihrem Bruder nach alter Sitte den Abschiedstrunk kredenzt und



Abb. 51. Studie zu dem Bilde „Am Bade.“ S. 2. 57.

und sonders aus dem Einzigthale und seiner nächsten Umgebung zu stammen. Viel leicht ist gar die Gemeinde Einzigthal selbst oder das fast ebenso lang sich hinziehende

oben auf der Treppe des Wirtshauses zum „roten Thien“, in dem die Hochzeit gefeiert wird, die Musikanten den Scheidenden den letzten Anzcher nachblasen und fideln. Der



Abb. 52. Studie zu dem Bilde „Am Bade.“ S. 2. 57.

Dorj Vorderes Lebengericht der Schauflag der heiteren Scene, bei der der holden jungen Frau der Abschied viel weniger schwer wird als dem nachdenklich und ernst gestimmten Elternpaar und der jüngeren Schwester,

auf der Straße harrende Wagen mit den beiden prächtigen Kappen deutet darauf hin, daß die junge Frau in ein wohlhabendes Heim zieht. In der noch sonnenhellen Landschaft, die rechts die wieder in allen

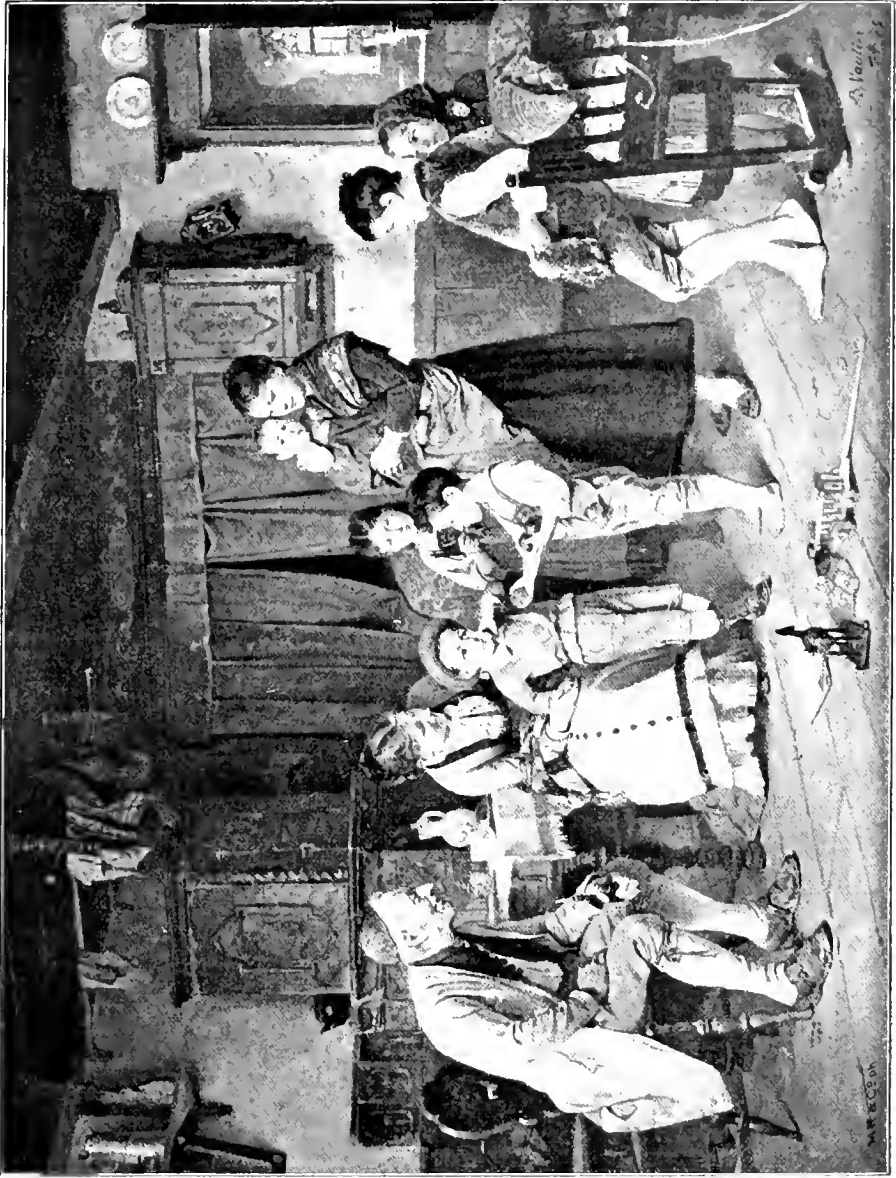


Abb. 53. Der Bettler. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Teilen wohl abgewogene, in sanften Rhythmen gegliederte Komposition abzieht, hat der Künstler seine Meisterkraft in der Schilderung idyllischer Natur in volstem Glanze gezeigt.

Wenn er nach seinem Erstlingswerke an eigentlich kirchlichen Handlungen und Ceremonien vorübergegangen ist, so hat er sich dafür den Humor nicht entgehen lassen, der seit der Einführung des neuen Civilstandsgesetzes im deutschen Reich mit allen den für das Landvolk sehr unständlichen und beschwerlichen Vorbereitungen verknüpft ist, die erledigt werden müssen, bevor der Herr Pfarrer den kirchlichen Segen über ein heiratslustiges Paar brechen darf. Wie der Bauer vor allem, was mit irgend einer Behörde zusammen hängt, einen heiligen Meißel hat,



Abb. 55.
Studie zu dem Bilde
„Der Bettler“. S. 3. 59.

so verläßt ihn dieier auch nicht beim Gang zum Standesamt, das oben drein noch, wenigstens bei der protestantischen Bevölkerung, mit einem ganz besonders feierlichen Nimbus umgeben ist, wenn es auch in der Amtsstube nicht gerade sehr feierlich zugeht. Das Gebäude, welches den Schauplatz der einen dieser humorvollen Schilderungen Sautiers, des „Ganges zur Civiltraumung“ (Abb. 72 und die Studien dazu Abb.

Abb. 54. Studie zu dem Bilde „Der Bettler“. S. 3. 59.

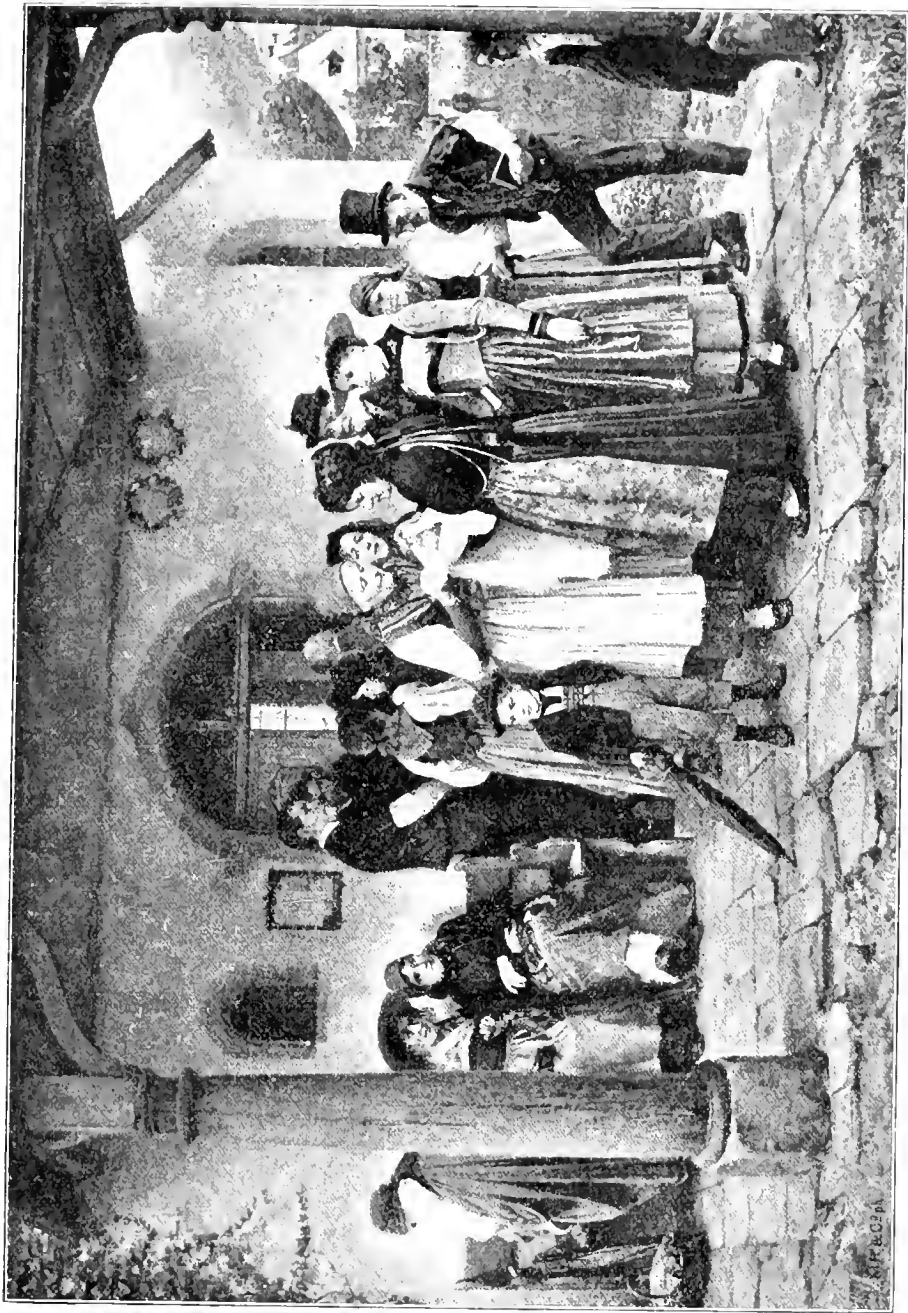


Fig. 6. — Ein Mann und ein Kind, die die Ehrenbürgerin begrüßen, in 18. Jahr.

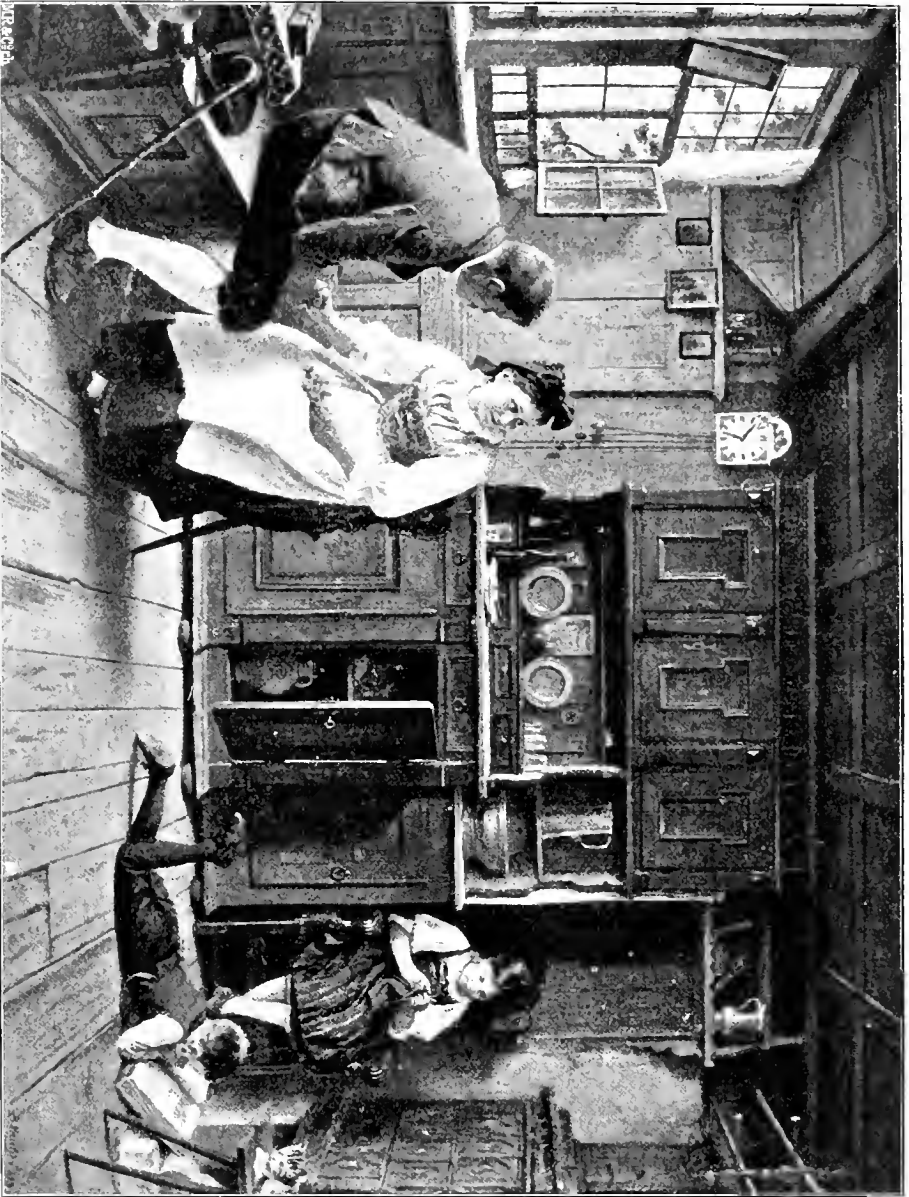
H. P. B. C. P. A.



Abb. 57. Studie zu dem Bilde „Ein neuer Weltbürger.“ S. 2. 61.

70, 71, 73) bildet, hat wenigstens noch den Vorzug einer altertümlichen Stimmung für sich. Auf dem Vorplatz im ersten Stockwerk sieht man noch an dem Kapital der einen das Gebälk stützenden Säule, an dem Geländer der zum zweiten Stockwerk führenden Treppe, an der architektonisch reichverzierten Thür, die der Amtsdienner öffnet, vor allem aber an den großen Raumverhältnissen, daß das Staudesamt nebst anderen Behörden seinen Sitz in einem ehemaligen Schlosse erhalten hat. Ein junger Bauer, der mit einem lieblichen, schlank gewachsenen Mädchen den Bund fürs Leben schließen will, hat es sich nicht nehmen lassen, in feierlichem Zuge zur Civiltraumng zu kommen, begleitet von vier Zeugen, seinem Vater, einem selbstbewußten Großbauern, der sich nicht so leicht einschüchtern läßt, der jungen

Schwester der Braut, die ermutigend die Hand auf die Schulter der dem großen Ereignis Entgegengehenden legt, und in einem ältlichen Paar, das Vautier mit dem ganzen Reichtum seiner humorvollen Charakteristik ausgestattet hat, die sich aber bei aller Schärfe und Wahrheit niemals in die Grimasse oder gar in die Karrikatur verliert. Mit welcher komischer Gravität reicht der galante, alte Herr, der zu Ehren des feierlichen Ereignisses seine städtische Galatleidung mit einem Rock von unrattem Schnitt angelegt hat, seiner behäbigen Partnerin, die noch an der Tracht des Marktgräfler Landes festhält, den Arm! Während der Amtsdienner, der, wie alle kleinen Tyrannen, den ehrerbietig grüßenden Bräutigam mit vernichtenden Blicken umstert, mit nachlässiger Weringischätzung die Thür



2110 52. Stilleleben (Küche) nach einer Stereotypographie von Hans von der Osten in München



Abb. 59. Die Toilette.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Abb. 60. Studie nach einem Schwarzwalder Mädchen.

zum Allerheiligsten öffnet, kommt der Stabesbeamte gemächlich die Treppe herauf, um sein ewig gleiches Tagesvenium zu erledigen.

Daß es im Innern eines Stabesamtes, in den großen Städten ebenso wie in den kleinen Landstädten ganz und gar nicht feierlich oder etwa zu Andacht und Sammlung stimmend aussieht, zeigt uns ein Bild, das man als Seitenstück des eben geschilderten bezeichnen darf und gewissermaßen auch als Fortsetzung, wenn auch die Figuren völlig verändert sind, was bei dem reichen Studienhage des Müntlers selbst verständlich ist. In dieser kahlen, fast jeden Schmuckes baren Stube (Abb. 75) und die Studie Abb. 74

werden sicherlich noch andere, viel weniger feierliche Amtshandlungen vorgenommen als die Motivierung junger glückstrahlender Brautpaare, und die beiden Mädchen, die als Trauzengen erschienen sind, zeigen sich auch so wenig von der Bedeutung des wichtigen Augenblicks durchdrungen, daß sie nur mit Mühe ihre Heiterkeit verbergen können, die vielleicht durch die Unbeholfenheit der jungen Frau beim Unterzeichnen der Urkunde hervorgerufen worden ist. Ihr wenig angemessenes Benehmen zieht ihnen denn auch einen strafenden Blick von der Matrone zu, die, wie aus ihrer kummervollen Miene her



Abb. 61. Schwarzwalderin. Nach einer Zeichnung.



Abb. 62. In Erwartung. (1888.) Phot. Verlag der Phot. Union, München



Abb. 63. Schwarzwalder Mädchen. Nach einer Zeichnung.

vorzugehen scheint, mit ihrem greissen, in stummer Ergebenheit vor sich hin traumenden Lebensgefährten in die Stadt gekommen ist, um einen Todesfall anzumelden.

Wenn es der Künstler auch im allgemeinen vorzieht, uns seine Schwarzwalder Bauern von den günstigsten Zeiten ihres Charakters, im goldenen Lichte des Humors zu zeigen, so ist er doch auch nicht blind für ihre Schwächen, für die hässlichen Züge ihrer wie der gesamtdeutschen Bauernatur. Ein paar Proben davon haben wir schon in dem „unterbrochenen

Wirtshaustreit“, in dem hartherzigen Großbauern, der, die Notlage seines armen Nachbarn benutzend, diesen aus seinem kleinen Besitz zu verdrängen sucht, und in einigen steinernen, auf ihren Reichtum pochenden Bauerngestalten auf dem „Zweckessen“ keinen gelernt. Noch hässlicher treten bäuerliche Selbstsucht und Starrköpfigkeit hervor, wenn sich die Prozeszwut in diesen harten Köpfen festnistet. Dafür sind die beiden „Bauern vor Gericht“ (Abb. 76) ein Paar klassischer Typen. Wenn es der freundlichen Beredsamkeit des Richters auch gelingen sollte, den einen der beiden Prozeßierenden, der freilich immer noch finster und drohend genug vor sich hinblickt und seiner ängstlich den Ausgang erwartenden, sichtlich auch zum Frieden geneigten Frau keine Beachtung schenkt, zu einem Vergleiche zu bringen, so läßt die ganze Erscheinung seines Gegners, seine bis zum Äußersten entschlossene Haltung und der starre, von



Abb. 64. Habendes Mädchen. Nach einer Zeichnung.

fanatischem Rechtsbewußtsein oder vielmehr von der blindwütigsten Rechthaberei zeugende Ausdruck seines hageren Gesichts jede Hoffnung auf einen gütlichen Austrag der Streitfrage ohne die vollste Nachgiebigkeit und Unterwerfung des anderen schwinden. Wie trefflich hat es Vautier verstanden, die beiden Hauptpersonen, ohne einer ausgeklügelten, gesucht raffinierten Komposition zu bedürfen, so stark in den Vordergrund zu stellen, daß das Auge des Beschauers zuerst durch sie gefesselt wird und, ohne sich durch die zahlreichen, fein individualisierten Nebenfiguren ablenken zu lassen, immer wieder zu ihnen zurück kehrt! Und das hat der Künstler lediglich durch die Mittel seiner tiefen, bis in die geheimsten Falten menschlicher Seelen greifenden Charakteristik erreicht, ohne jeden koloristischen Aufwand, der seiner



Abb. 65. Schwarzwalderin. Nach einer Zeichnung.



Abb. 66. Mädchen aus dem Schwarzwald. Nach einer Zeichnung.

Natur fremd ist, wie ihm überhaupt die Farbe immer nur Mittel zum Zweck ist. Seine künstlerische Absicht ist immer nur auf das Gegenständliche gerichtet, immer nur auf die Menschen, die in ihrer normalen, alltäglichen Erscheinung auch wirklich keinen Anlaß zur Entfaltung koloristischer Kunststücke bieten, und auf ihre zufällige Umgebung, mag sie nun die freie Natur oder ein von Menschenhand geschaffener Raum sein. Die eine wie den anderen weiß er gleichliebe voll durchzuführen, und wie er immer neue Menschen findet, an denen er seine unvergleichliche Kunst der Seelenmalerei übt, so versteht er es auch, immer wieder neue anmutige Landschaftswinkel und altertümliche Räume zu entdecken,



Abb. 67. Studie zu dem Bilde „Trostspöden“

deren ehrwürdige, wenn auch vielfach zerstörte und verunstaltete Pracht, wie auf diesem Bilde der Prozeßverhandlung, einen seltsamen Gegensatz zu den kleinen Streitigkeiten kleinlicher Egoisten bilden, die vor diesen Schöpfungen künstlerisch hochbegabter Geschlechter von den sinnverirrten Nachkommen ausgefochten werden.

Auf einen weniger ernsten und hartnäckigen Ton gestimmt als diese Gerichtsverhandlung in der Stadt ist eine ländliche, die nach dem immarischen Brauch der Bauern „vor dem Dorfschnitzeln“ (Abb. 79) und die Studien dazu (Abb. 77 und 78) unmittelbar nach der That zum Anstrag gebracht wird. Was der jüdische Mann, der sich mit der in seiner Lage verzweifeln den Zähigkeit und Gelassenheit seines

„unterdrückten“ Stammes vor dem greifen, sichtlich den Fall mit objektiver Ruhe und Milde prüfenden Schreibern zu verteidigen sucht, eigentlich verbrochen hat, wird uns aus der Darstellung nicht recht klar, da ein *Corpus delicti* nicht zu sehen ist. Hat er das junge Paar, das sich gewaltig gegen ihn erhebt, beim Viehhandel betrogen? Oder hat er mit den Leuten unlaubere Geldgeschäfte gemacht? Jedenfalls ist die Sache so wichtig, daß der alte Amtsdienere andere Euerulanten, die eben eingetreten sind, wieder mit lauter Gewalt zur Thür hinausdrängt.

Es mag vielleicht in der Absicht des Künstlers gelegen haben, mit Bildern, die nicht ausschließlich durch ihren Gehalt an Schönheit, Anmut und Humor wirken, den Beschauern ein Rätsel aufzugeben, um sie zu einer mehr oder weniger glaubwürdigen Erklärung des Inhalts und der Pointe der Hand-

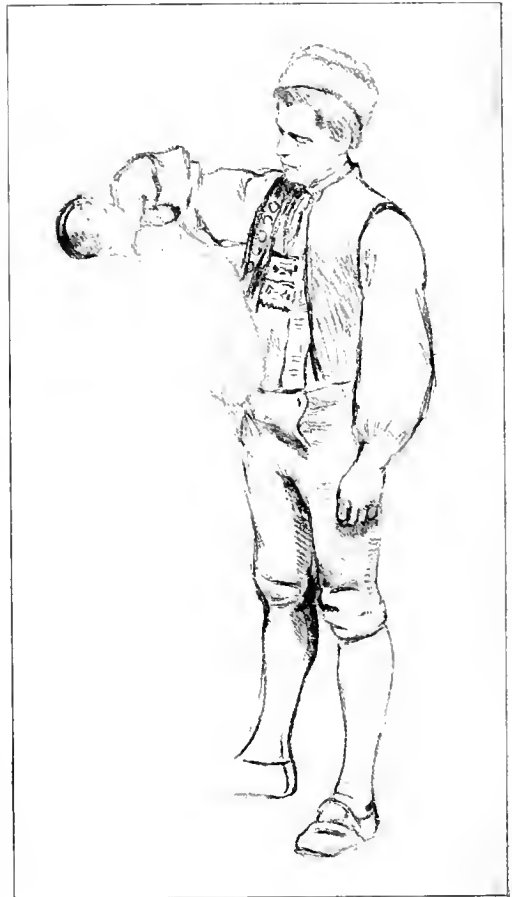


Abb. 68. Studie zu dem Bilde „Abschied vom Elternhause.“ S. S. 71.



Fig. 69. Aufbruch vom Elternhause. — Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

lung zu reizen. Einmal hat er jedoch, wie Fecht erzählt, durch diese Zustimmung den Erfolg eines seiner gerade durch die Schärfe der Charakteristik ausgezeichneten Bilder, „Vor der Zigung“ betitelt, auf der Münchener Ausstellung von 1876 beeinträchtigt, weil die Mehrzahl der Beschauner aus der Bedeutung des Bildes nicht klug wurde und darüber „die treffliche Charakteristik der Einzelfiguren“ vergaß. Fecht hat vermischt, eine, wie uns scheint, zutreffende Deutung des auf dem Bilde dargestellten Vorgangs zu geben, die wir zur Erläuterung der Studien, die wir mitteilen können (Abb. 80-82), folgen lassen. „Wir befinden uns in einem noch der deutlichen Renaissance angehörigen Sitzungssaal des Gemeinderats einer kleinen süddeutschen, wahrscheinlich rheinischen Stadt. Die Verhandlungen sind noch nicht angegangen, da



Abb. 70. Studie zu dem Bilde „Gang zur Civiltraunung.“ S. 2. 73.



Abb. 71.

Studie zu dem Bilde „Gang zur Civiltraunung.“ S. 2. 74.

der Bürgermeister noch fehlt, und die Herren stehen und sitzen einseitigen in Gruppen beisammen, sich auf den bevorstehenden Kampf rüstend. Denn es handelt sich anscheinend um nichts weniger als um die Abtretung oder Anwendung irgend welchen Eigentums an die Kirche, wie man zunächst aus einem hinter dem hülsenförmigen grünen Tisch bereit gehaltenen Stadtplan zu glauben geneigt wird. Vielleicht auch bloß um die Zulassung einer ultramontanen Adresse, die ein langer, nur vom Rücken zu sehender Advokat, wohl ihr Redakteur, eben zwei schwarzgefarbten Stadträten, einem Bierbrauer unzweifelhaft altpäpstlicher Nationalität und einem Gewürztramer, vorliegt, während der eigentliche Intriguant,

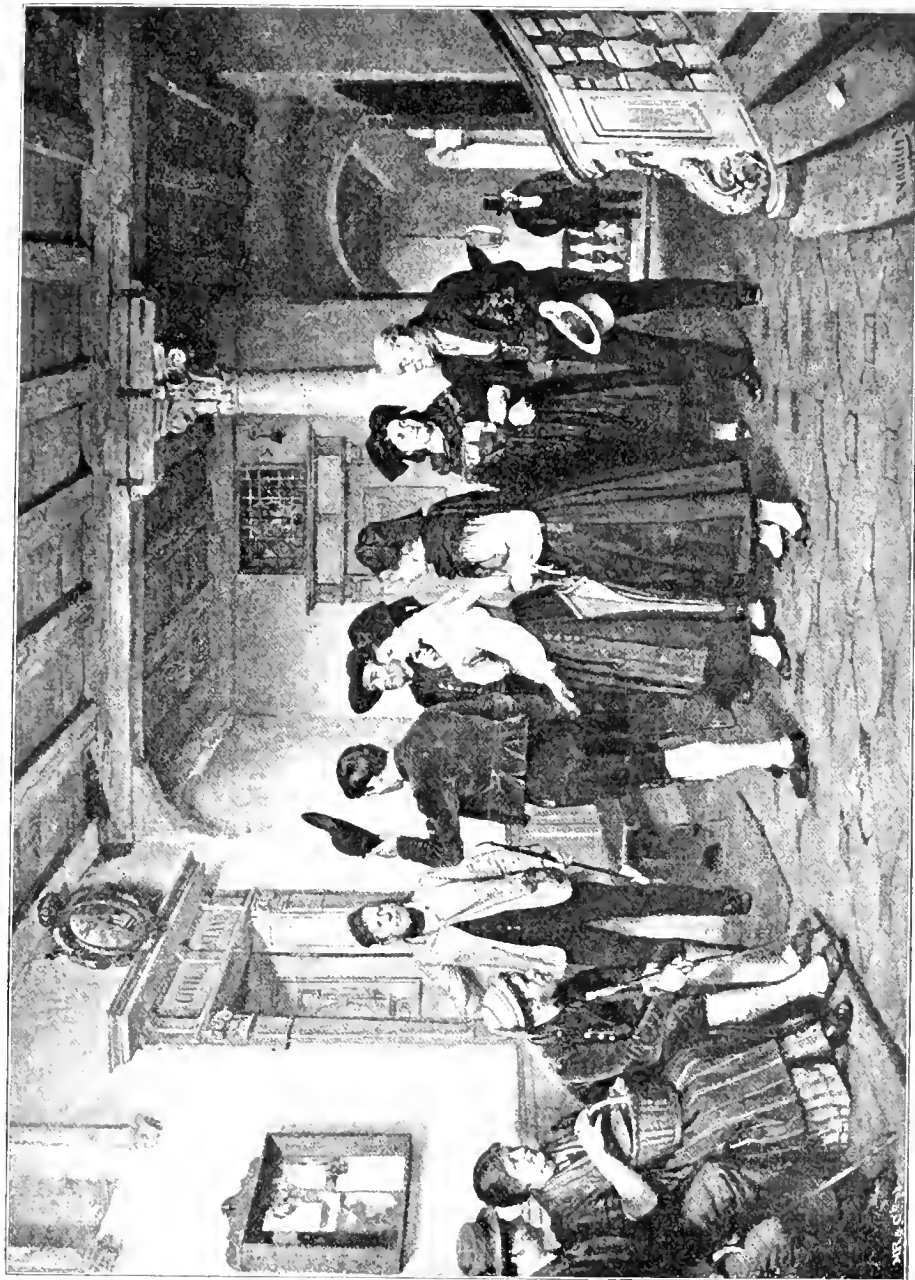


Abb. 72. Gang zur Civiltrauung. Im Besitz des Herzogthums von Venedig. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Abb. 73. Studie zu dem Bilde „Gang zur Civiltrauung.“ S. 2. 73.

ein magerer Jesuit, als Stadtpfarrer mit still trümbhender Schlaubeit nur beobachtet, wie das Kreuz ausgeworfen wird (Abb. 82). Der Bierbrauer zappelt schon mit Haut und Haar darin und ist ganz glücklich über die kraftvolle Vertretung der guten Sache in der Schrift. Der bedächtig am Tien als Exerationsbahn lehrende Cigarrenhändler und Stadtrat frent sich zwar auch, kann sich aber gewisser Bedenken doch nicht enthalten, sei's über die Verächtlicherung städtischen Eigentums oder über den drohenden Verlust mehrerer, seine Stinkadoren rauchenden Stunden, wenn er sich so offen zur kirchlichen Partei stellt. Die liberale wird durch zwei junge

Männer vertreten, offenbar die gebildeten in der Gesellschaft, deren einer hinten an den Tisch gelehnt (Abb. 81) mit unzuverlässiger Ironie die Bearbeitung eines alten Kentiers, des Kanatilers in der Gesellschaft, über sich ergehen läßt, der ihn beschwört, doch ja sich dem Auftrag nicht zu widerlegen. Links vorn sitzt dann ein junger Gutsbesitzer (Abb. 80) sowohl einem radikalen Tonnenen als auch dem liberalen Schuster die Abgeschmacktheit der Sache auseinander. In diesem Augenblicke tritt ganz vorn der rechtskundige Bürgermeister, ein echter Bureautrat, ein und wirft dem geistlichen Herren einen nicht gerade freundschaftlichen Blick zu, der jedenfalls zeigt, daß er sein Gewicht ganz sichtlich nicht in die Waagschale der



Abb. 71. Studie zu dem Bilde „Auf dem Standesamte.“ S. 2. 75.

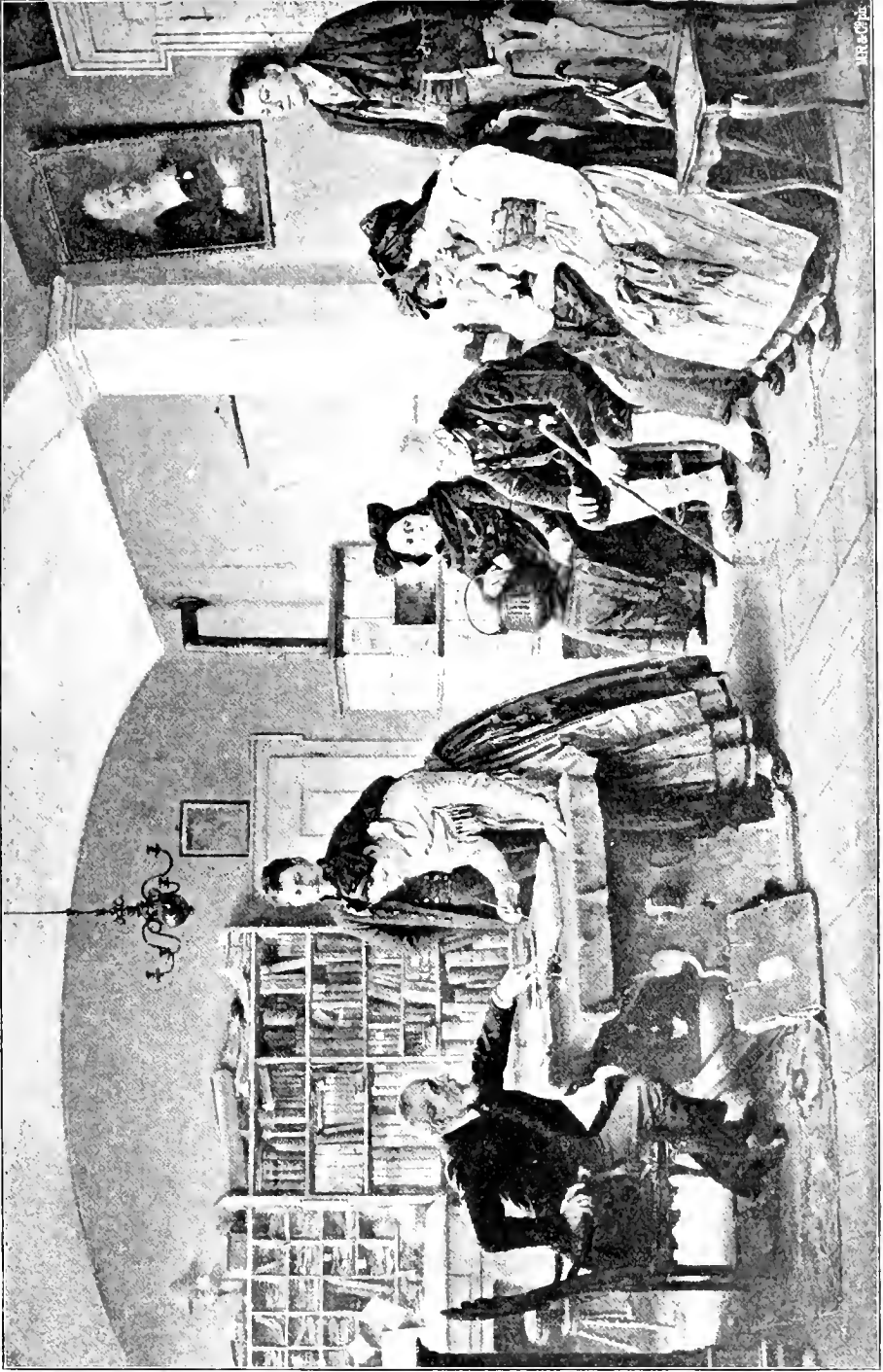


Abb. 77. Auf dem Zandeeamt. Mad und Erimaphotographie von Klaus Kautzangl in München

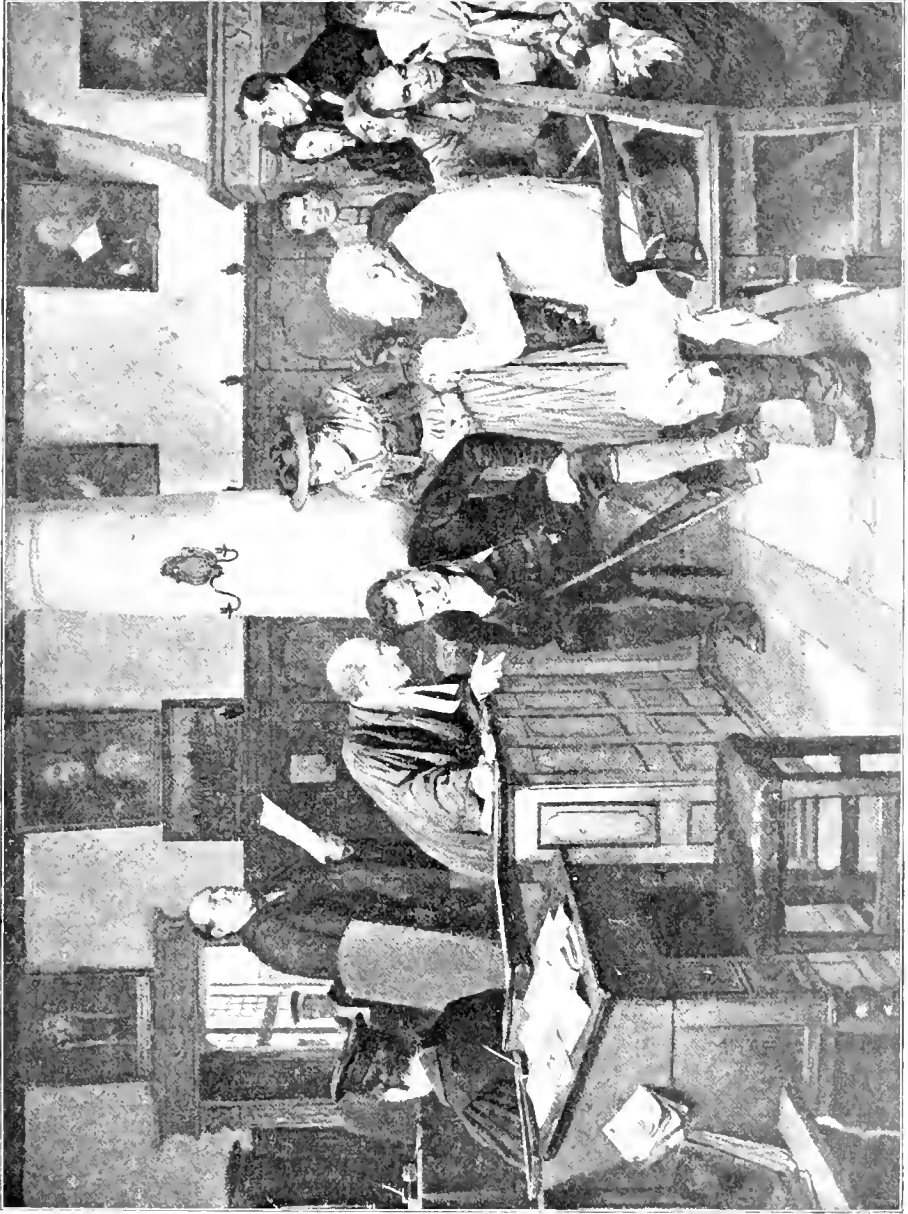


Abb. 76. Säueren vor Gericht. — Nach einer Originalphotographie von Franz Hartmann in München.

Sirche werfen, der Kampf zwischen ihr und dem Staat also sofort auch in diesem kleinen Gemeinwesen entbrennen wird. Zwei trefflich erfindende, seelentolle Schreiber im Hintergrund und die Büste des Landesvaters über der Thür mit einem noch leidlich frischen Lorbeerzweig auf dem Haupt und einem von dort abgefallenen über der Brust vervollständigen das Ganze."

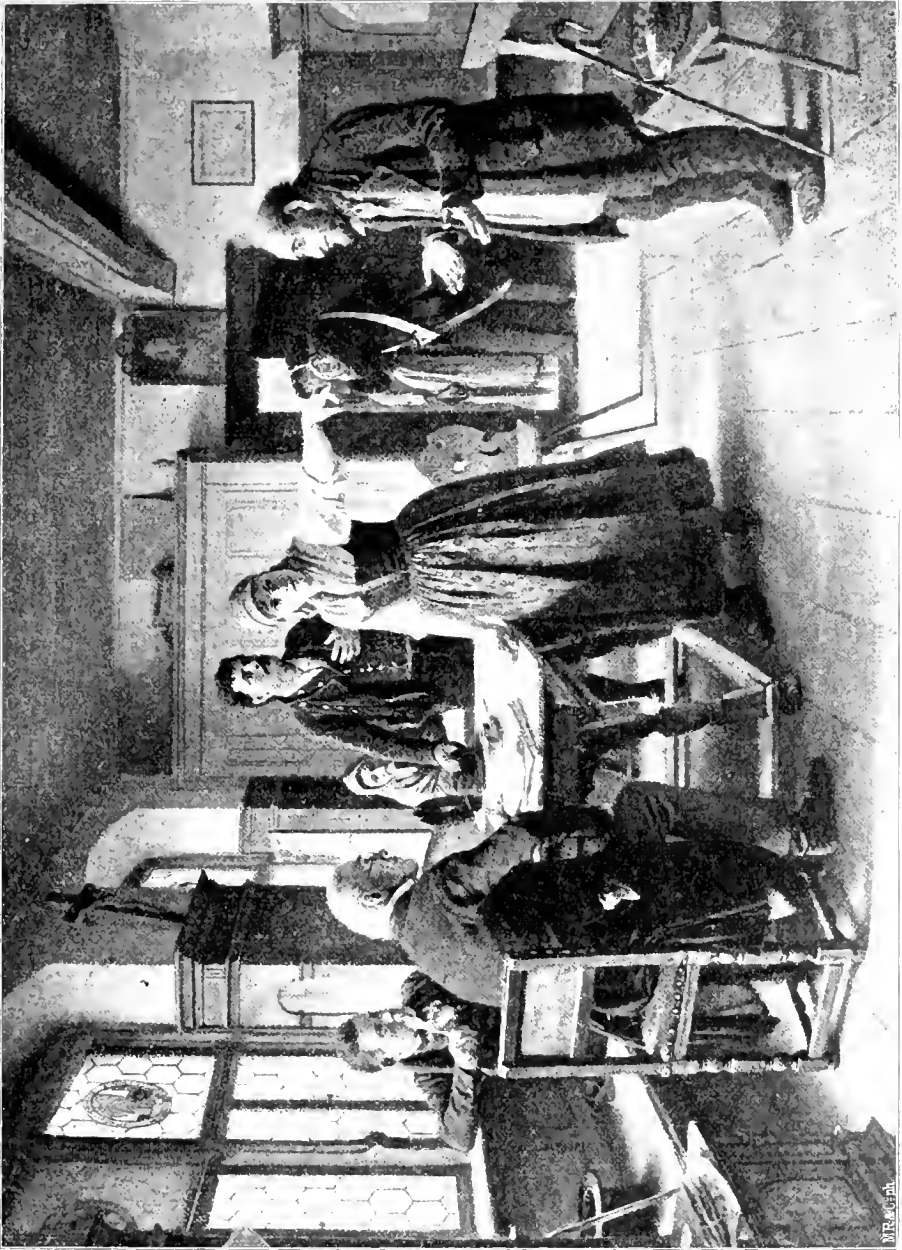
Wir wissen nicht, inwieweit der allezeit kampfesfrohe Becht, der auch auf dem Gebiete der Kunstkritik seinem glühenden Haß gegen unedelmütige Weisen und geistliche Mißwirthschaft immer beredten Ausdruck gab, bei dieser Erklärung dem Vater Absichten untergelegt, die dieser nicht gehabt hat. Jedenfalls hat sich Vautier sonst nicht als Vater an politischen und confessionellen Kampfen beteiligt. Immerhin ist die Erklärung Bechts charakteristisch für die Fülle von Andeutungen, die Vautier in das Mienenpiel aller



Abb. 77.
Studie zu dem Bilde „Vor dem
Tischhulzen.“ S. 2. 79.

Personen gelegt hat, für seine Virtuosität, jede Figur schon äußerlich so scharf zu kennzeichnen, daß man ihr Stand, Gewerbe, Umfang des geistigen Horizonts, sogar politische Gesinnung und religiöse Anschauung an ihrem ganzen Gebahren, an Tracht, Haltung und Bewegung ansieht. Wenn Becht aber glaubt, daß dieses Werk Vautiers zu den „komponierten“, also nicht der Natur abgelauchten Bildern gehört, so beweisen die von uns mitgetheilten Studien das Gegentheil. Vautier hat nicht nur das Ganze so oder ähnlich, wie er es dargestellt, in

Abb. 78. Studie zu dem Bilde „Vor dem Tischhulzen.“ S. 2. 79.



2100. 79. Sit dem Zerstüchlichen. Nach einer Negativphotographie von Frau, Vauitamp in München.

M. R. K. G. Ph.



Abb. 80. Studie zu dem Bilde „Vor der Sitzung.“

der Wirklichkeit gleichen, sondern auch jede einzelne Gestalt sozusagen der Natur nach geschrieben, nur daß er sie künstlerisch noch verfeinert und für seinen Zweck intimer erfährt, stärker individualisiert hat.

Seine stärksten Erfolge erzielte Vautier aber immer, wenn er die Sonne seines Humors über dem schwäbischen Landvögel leuchten ließ. Diese Erfolge sind ihm bis in die neueste Zeit treu geblieben, wie sehr auch inzwischen die Entwicklung des modernen Motorismus über ihn hinausgegangen ist. Als er im Jahre 1878 mit einem solchen Bilde humoristischen Inhalts, der schnell populär gewordenen „Tanzpause“, einer Episode aus einer elässischen Hochzeit (in der Dresdener Galerie, Abb. 84 und die Studien dazu Abb. 83, 85 - 90), einen besonders glänzenden Dreffer machte, war von einem Kampfe zwischen den Anhängern der alten und neuen Richtung noch nichts zu merken, und so fand die Fülle von Ammut, Liebreiz und Schalkhaftigkeit, die Vautier in einem selbst bei ihm ungewöhnlichen Maße über das Bild ergossen hatte, ungeteilte und unbeschränkte Anerkennung und Bewunderung. Und auch jetzt hat das Bild, obwohl es seinen

Platz in einer öffentlichen Sammlung hat, in der auch die modernen Kunstrichtungen vertreten sind, trotz des Verzichtes seines Schöpfers auf starke koloristische Wirkungen noch nichts von jenen schier unvergänglichen Reizen eingebüßt, die vor zwanzig Jahren seinen Sieg entschieden haben. Während die jungen Eheleute, deren Namen „Johann und Martha“ uns das betränzte Schild über der Thür verrät, noch in der Nebenstube ehebar unter den Alten bei Tische sitzen, hat sich das junge Volk im großen Saale fleißig im Tanze gedreht. Um sich und den nicht minder erschöpften Musikanten, die eng aneinander gedrängt auf einem nicht gerade Vertrauen erweckenden, aus Tonnen und Brettern improvisierten Gerüst sitzen, die Zeit zur Sammlung frischer Kräfte zu lassen, ist eben eine Pause gemacht worden. Die Musikanten reinigen ihre Instrumente und feuchten ihre Rechten an, und die schmucke Wirtin geht im Saale herum, um durch Anfeuchten des Fußbodens mit einem mit Wasser gefüllten Trichter



Abb. 81. Studie zu dem Bilde „Vor der Sitzung.“

den aufgewirbelten Staub zu dämpfen. Erhitzt und ermüdet lehnen auch die hübschen Tänzerinnen an der Wand. Einige benutzen die Pause, um ihre in Unordnung geratene Toilette wieder herzurichten, und eine der hübschesten, die gewiß am eifrigsten getanzt hat, wischt sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn, als sie mit froh aufleuchtendem Lächeln gewahr wird, daß ein stattlicher Burische, auch mit strahlenden Augen, auf sie zuschreitet, um ihr einen erfrischenden Trunk zu reichen. So spinnt sich aus dem, was sich in der Lebensstube vollendet hat, ein neues Werden und Werben an, das wohl auch zu einer ebenso fröhlichen Hochzeit gedeihen wird.

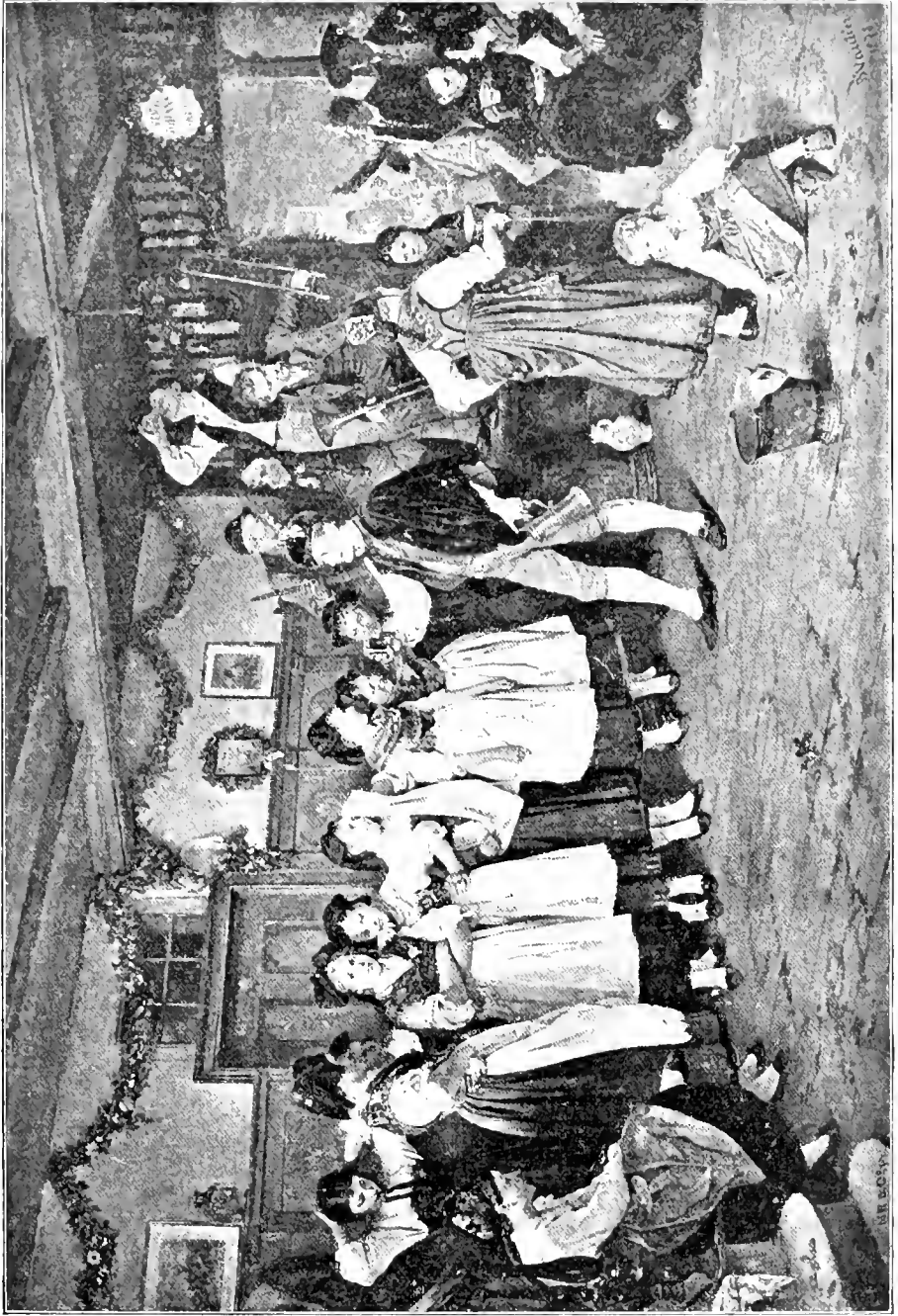


Abb. 82. Studie zu dem Bilde „Vor der Sitzung.“

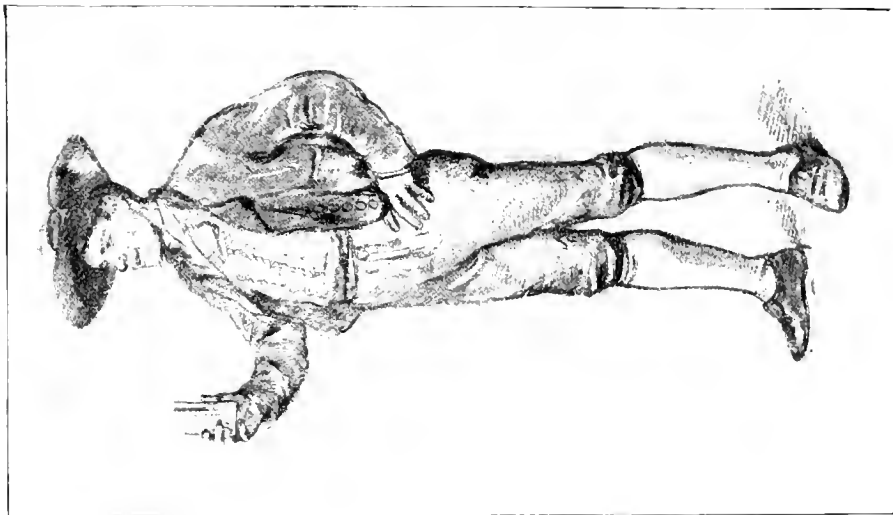
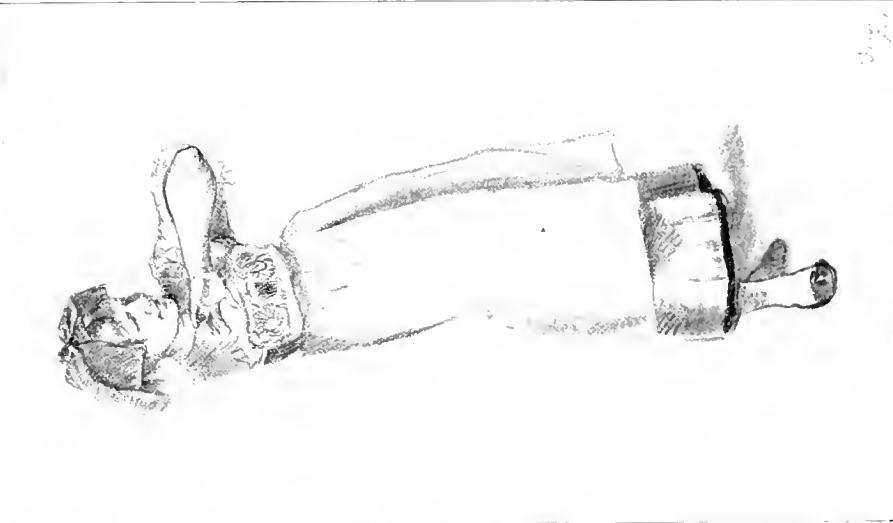


Abb. 83. Studie zu dem Bilde „Tanzpause.“ 2 2. 83

Die eltsässischen Volkstrachten, die uns auf diesem Bilde in ihrem höchsten Glanze gezeigt werden, sind von denen des Hanauer Ländchens, das, wie schon gesagt worden, den Übergang vom eigentlichen Schwarzwald zu den Alemannen im Elsaß bildet, nur sehr wenig verschieden, und sie berühren sich auch vielfach mit denen des Markgräfler Landes. Die Trachten der jungen Burische und der verheirateten Männer sind sogar völlig gleich, und bei den schwarzen Kopfschleifen der Mädchen ist eigentlich nur darin ein kleiner Unterschied zu erkennen, daß bei den Markgräflerinnen bisweilen die Enden der breiten Bänder in Kransen auslaufen. So bleiben wir auch, trotz der früheren politischen Grenzen, in demselben Land, wenn wir in die Bauernstube blicken, in der sich eine lustige Gesellschaft von Burischen und Dirnen zur Winterszeit an dem nettsichen Startenspiel „Schwarzer Peter“ vergnügt (Abb. 93 und die Studien dazu Abb. 91, 92, 94). Der Raum ist offenbar eine treue Wiedergabe der Natur. Man hat nicht die Empfindung, daß irgend etwas zur Verstärkung



306 84 Tanzsaal. Christliche Weihnacht. Mit reichhaltiger photographischer Gesellschaft in Berlin



117. 85-87. Eindrücke zu dem Werke „L'auzouille.“ S. 3. 84.

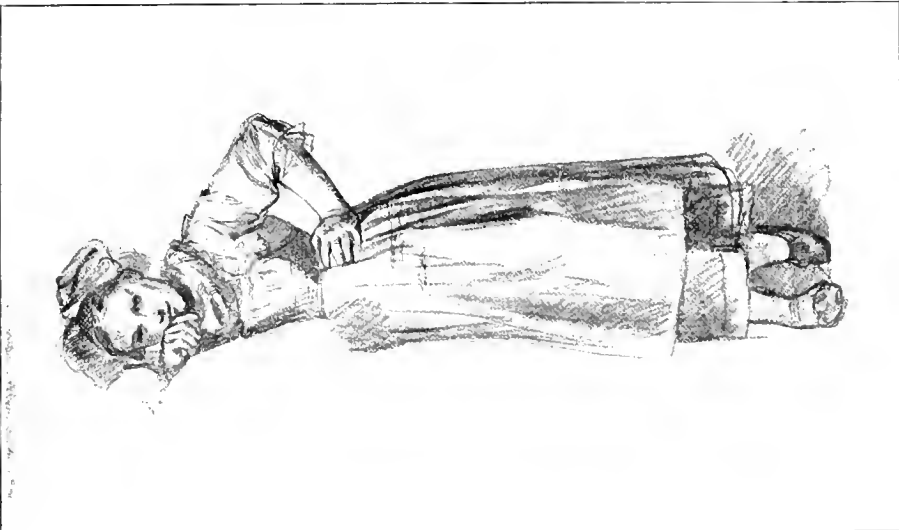
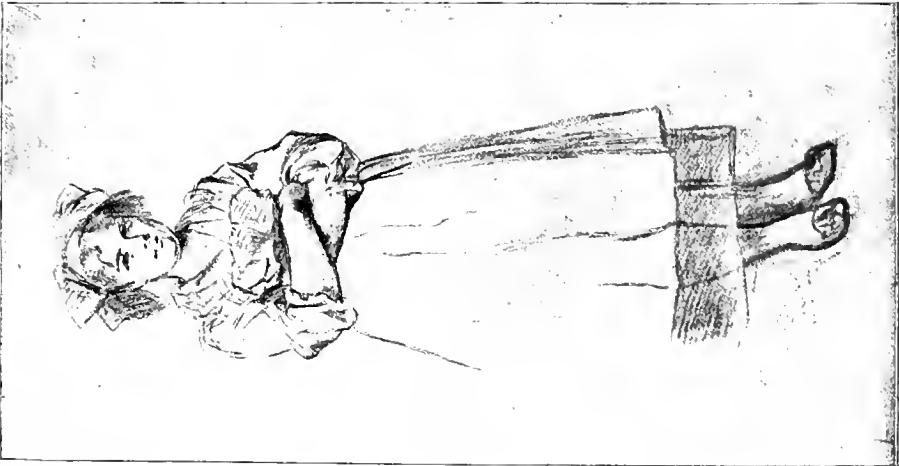
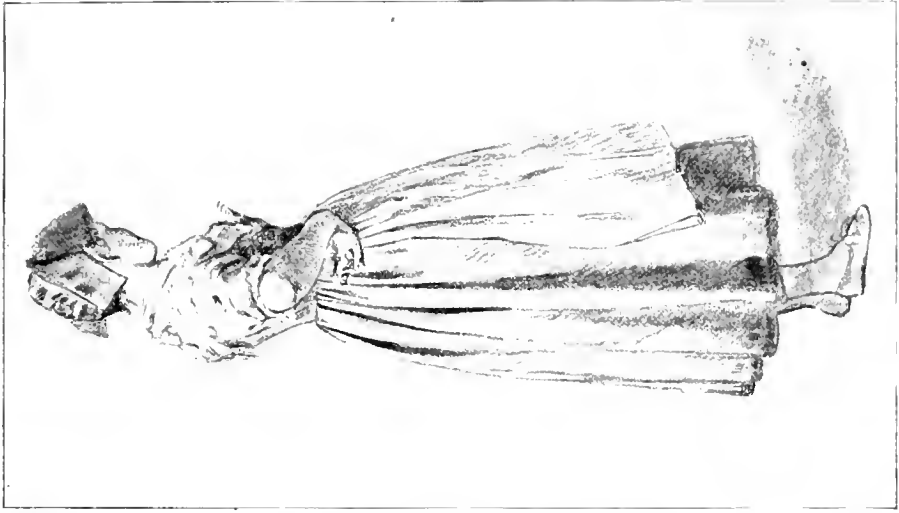


Fig. 88-90. Studien zu dem Bilde „Tanzpause.“ ©. E. 83.

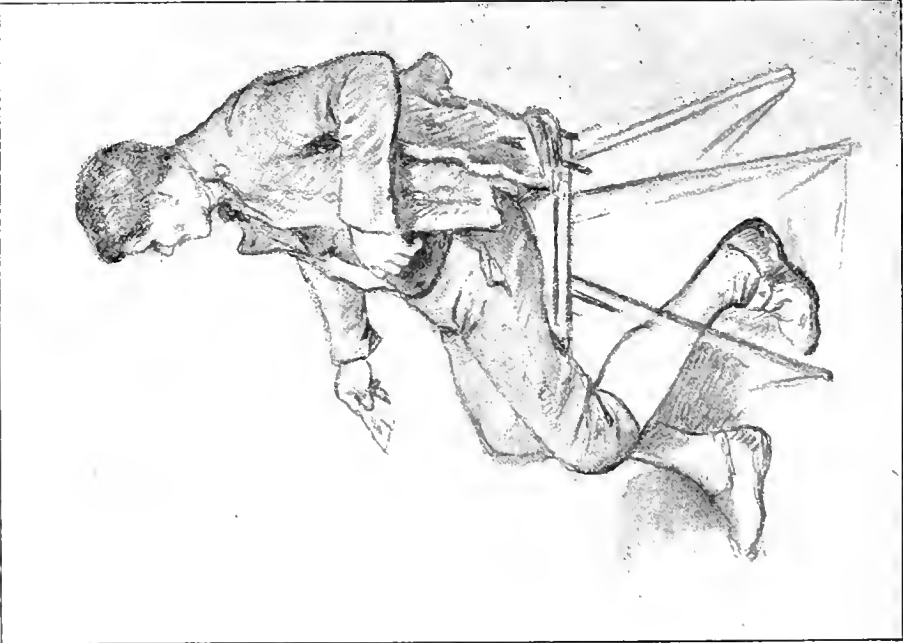


Abb. 91-92. Studien zu dem Bilde „Schwarzer Peter.“ © S. 87.



Abb. 84. Schmaria Feter. Mit seinem Sohn der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

der materalischen Wirkung hinein-
 voniert ist: man hat nicht das frostige
 Gefühl, wie vor den „Schwarz-
 wälder Bauernstuben“ unserer Kunst-
 gewerblichen Ausstellungen, die mit
 allen Mitteln der forschenden und
 sammelnden Wissenschaft als „Ma-
 terielle Typen“ konstruiert worden
 sind. Selbst wenn man Wachs-
 figuren mit Kostümen von un-
 aufsehbarer Echtheit in diese überaus
 korrekten Männe hineinsetzt, wird
 man nicht die volle Befriedigung
 empfinden, die uns ein Vautierisches
 Bild wie dieses gewährt. Auch
 hier gewinnen wir den Eindruck,
 daß der Künstler diese Szene irgend
 wo einmal gesehen haben muß, daß
 er sie mit seiner blitzschnell ein-
 prägenden Anschauungs- und Ge-
 dächtniskraft festgehalten und dann
 nach und nach durch Einzelstudien
 den Gewinn eines Augenblicks zu
 einem in allen Teilen gleich aus-
 gereiften Kunstwerk ausgemünzt hat.

Eine solche schnell und scharf
 beobachtete Scene aus dem Leben
 wird uns auch in einer ländlichen



Abb. 91.

Studie zu dem Bilde „Schwarzer Peter.“



Abb. 95. Studie zu dem Bilde „An der Barbierstube“ 2. 2. 89

Barbierstube am Morgen eines
 Sommersonntags vorgeführt (Abb.
 95 und 96), wo der Dorf Sigaro
 alle Hände voll zu thun hat, um
 dem Andrang der Kunden Stand
 zu halten. Da er anscheinend keinen
 Konkurrenten zu fürchten hat, waltet
 er mit fröhlicher Gelassenheit seines
 Amtes. Er weiß, daß ihm keiner
 entgeht, auch der Bauer nicht, der
 eben die Thür öffnet und Mund
 und Nase vor Überraschung über
 die lange Reihe seiner Vordermänner
 aufreißt, die mit jener Geduld
 warten, die dem Bauern das Be-
 wußtsein verleiht, daß heute nichts
 mehr zu schaffen ist.

Zeidern Mnaus und Vautier
 den Schwarzwald für die Malerei
 entdeckt haben, hat es ihnen, wie es

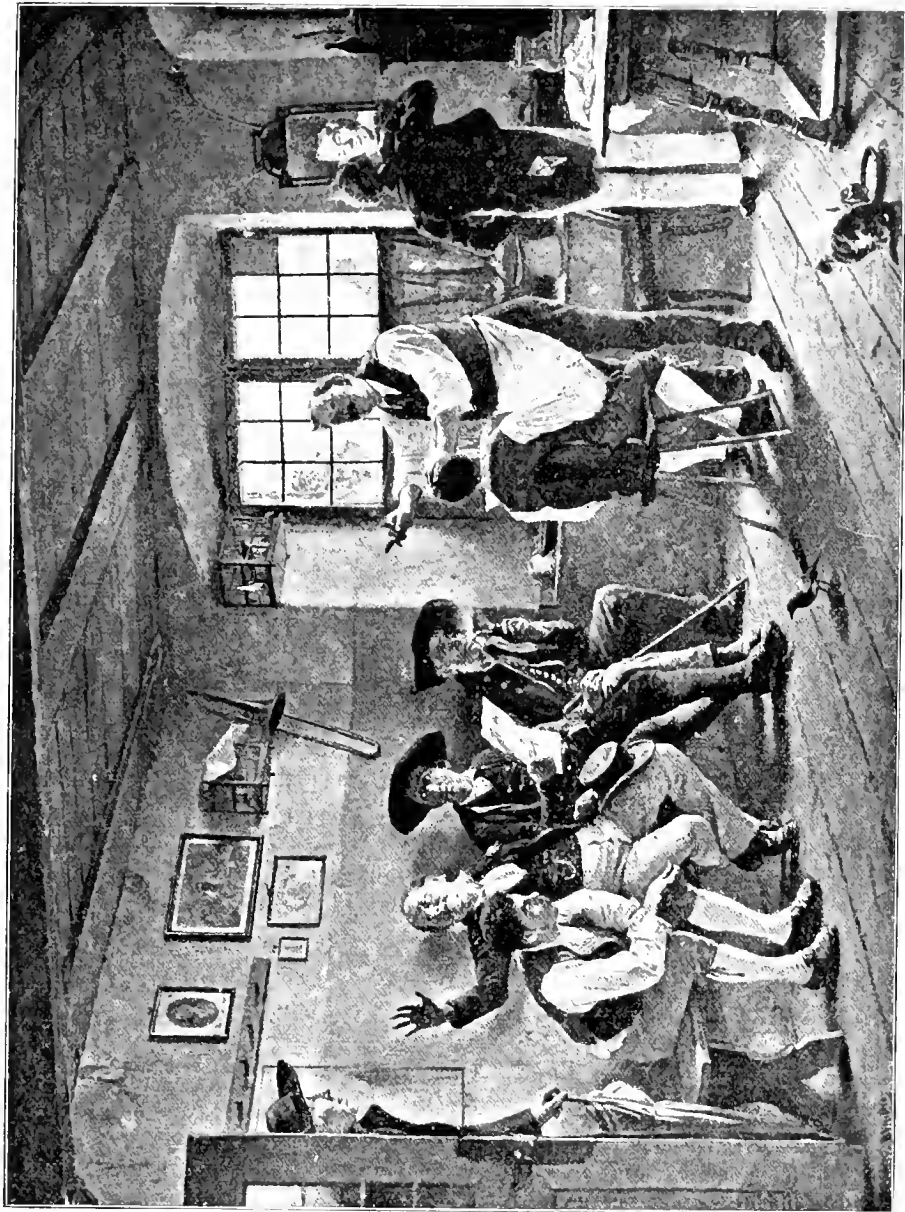


Abb. 96. In der Barbierkabe. (Mit Wandmalm) der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Abb. 97. Studie zu dem Bilde „Das entflohenen Modell.“ S. 2. 91.

auch Deirigger mit Tirot ergangen ist, natürlich an zahlreichen Nachfolgern nicht gefehlt, die mit ihren Studienmappen das ganze Land durchzogen haben und noch durchziehen, oder sich gar, wie z. B. Wilhelm Hasemann, dort angesiedelt haben. Aber nicht allen ist es gelungen, sich in der Landbevölkerung so viel Vertrauen zu erwerben, wie es den beiden Pionieren nach jener oben mitgeteilten Erzählung von der alten Schwarzwälderin, die einem von ihnen gar ihr Enkelkind zur Frau geben wollte, sofort auf den ersten Anlauf geglückt ist. Ein Bild Bantiers, „Das entflohenen Modell“ (Abb. 97 und 98), erzählt uns eine höchst ergötzliche Geschichte von solch einem

vom Mißgeschick verfolgten Mater, der mitten in seiner Arbeit durch die Flucht eines seiner schönsten Modelle in die ärgste Verlegenheit geraten ist. Er hat den kleinen Flüchtling, begleitet von dem Jungen, der sein Malgerät trägt, und der übrigen Dorfjugend, bis in das elterliche Haus verfolgt, wo er die ganze Naivität beisammen findet und bei der Mutter der Kleinen, die ihm übrigens gerade kein liebevolles Verständnis entgegenbringt, Beschwerde führt. Dieses durch viele humorvolle Einzelzüge belebte Bild, das auch durch die Reinheit in der Behandlung des Hell dunkels im Hintergrunde des hohen Raums koloristisch sehr anziehend wirkt, war wieder einmal ein vollkommener Treffer. Es fand so großen Beifall, daß Bantier schon im folgenden Jahre (1887) ein Seitenstück dazu malte, auf dem er im Gegensatz zu der scheuen Kleinen, die in dem Gebahren des Meters ein Attentat



Abb. 98. Studie zu dem Bilde „Auf der Studienreise.“

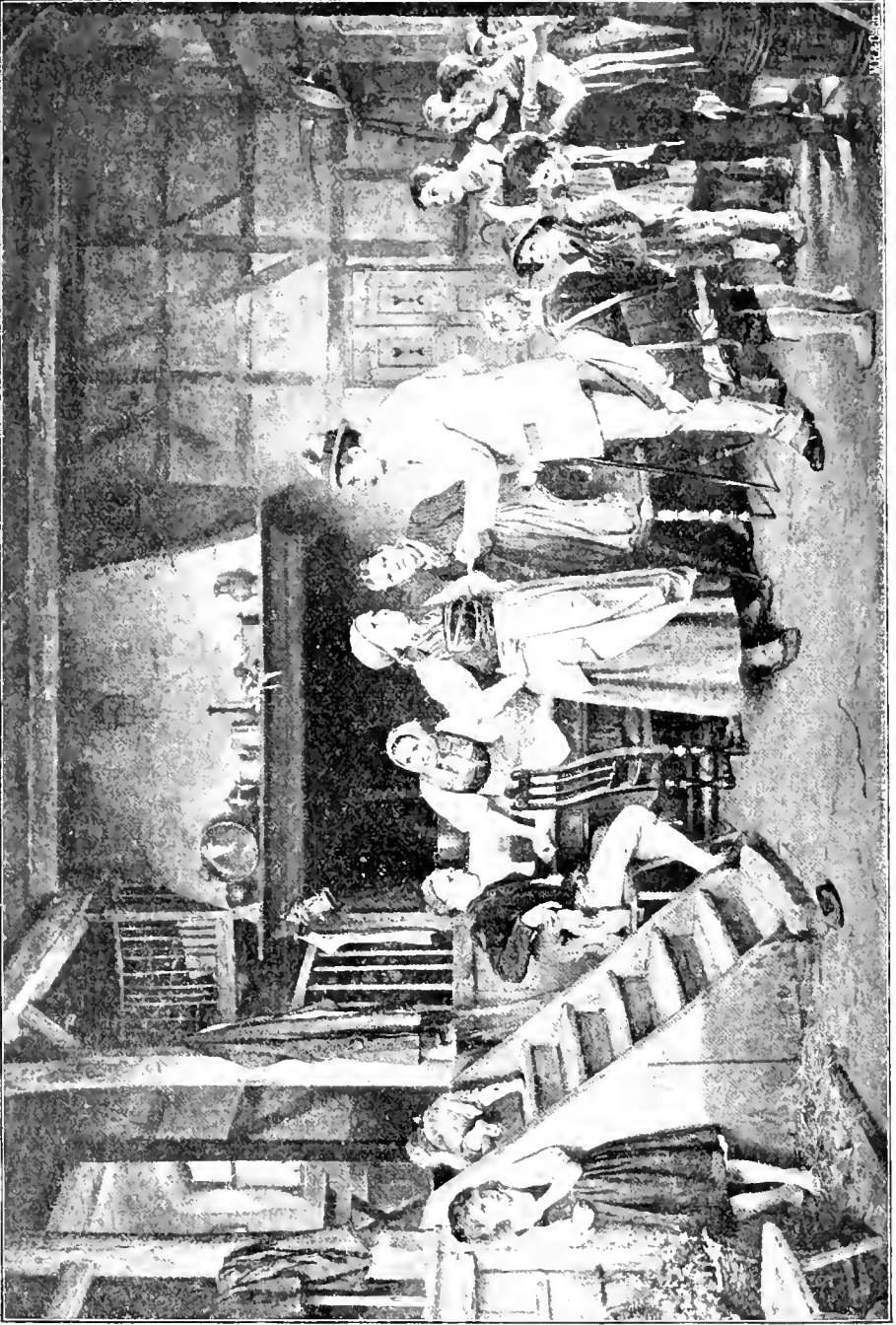


Abb. 99. Raë christliche Mobell. - Nach einer Originalphotographie von Max's Gouffier in Blaudon.

auf ihr Leben gewittert hatte, „ein williges Modell“ darstellte (Abb. 100 und 102), das so vortrefflich, wenn auch viel weniger gleich gültig „posiert“, wie das erfahrene Mademie modell. Und dabei hat der junge Maler, der in einem Halbkreise stauender Zuschauer sitzt, noch den Vorteil, daß sich neben der stattlichen Dirne mit dem Kechen noch zwei nicht minder anmutige Modelle in den beiden Mädchen darbieten, die sich mit halben Oberkörpern neugierig lächelnd über die Brüstung der Thür biegen. Ein drittes Bild aus diesem Stoff kreise führt uns einen flotten Maler auf der Studienreise vor Augen, der ein junges Mädchen um Feuer für seine erloschene Pfeife gebeten hat, dabei aber einen indiscreten Blick auf die noch nicht ganz vollendete Toilette der etwas verlegenen Dorfschönen wirft (s. die Studien zu diesem Bilde Abb. 98 und 101), und auf einem vierten Bilde (Abb. 103 und

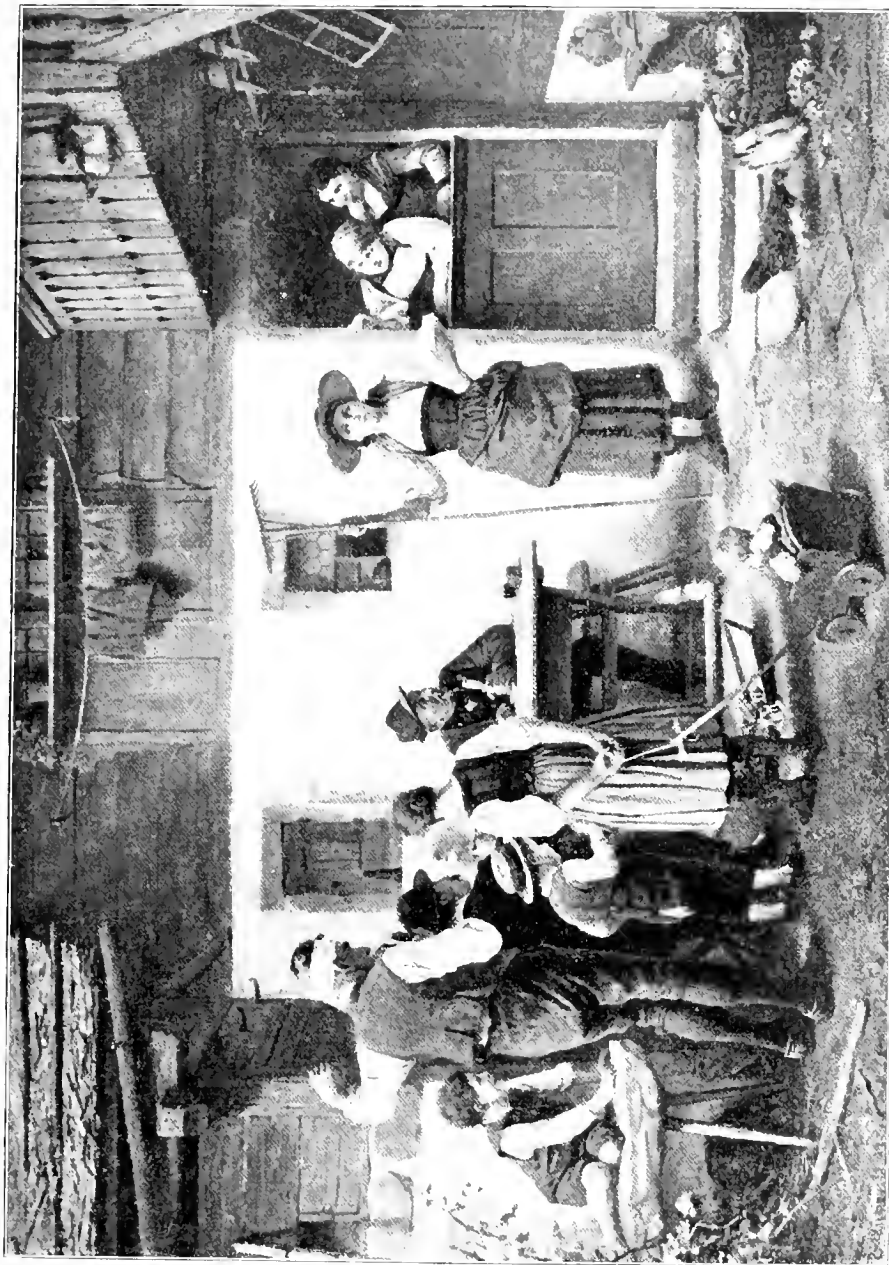


Abb. 100. Studie zu dem Bilde „Ein williges Modell.“ S. S. 93.



Abb. 101. Studie zu dem Bilde „Auf der Studienreise.“

104) sehen wir zu unserm Ergözen, daß die Mädchen, die sich den jungen Malern während ihrer sommerlichen Studienreisen als Modelle in allen Ehren gern gefällig erweisen, auch Wit genug besitzen, um ihren mitunter etwas dreisten Verehrer einen Koffen zu spielen. Die Tochter des Hauses, worin ein Maler auf der Suche nach dankbaren „Motiven“ seine Werkstatt für den Sommer aufgeschlagen hat, macht sich den Spaß, in der Abwesenheit des Künstlers den auf der Staffelei stehenden Studentkopf nach dem hinter ihr sichtbaren,



306. 102. Ein williges Modell. 1887. Nach einer Originalphotographie von Aron, Nainfangl in München. Copyright 1888 by Franz Haner, Leipzig.



Abb. 103. Studie zu dem Bilde „Ohne Genehmigung des Urhebers.“ S. 3. 95.

erwartungsvoll lächelnden Mädchen „ohne Genehmigung des Urhebers“ nach ihrer Art zu korrigieren, indem sie den schwellenden Mädchenlippen ein festes Schnurbärtchen aufpinselt. Vielleicht will sie den Maler dadurch von seinem hübschen Modell ab- und auf eine andere, ihr willkommenere Fahrt lenken. Jedenfalls hat sie dem Maler schon so viel abgesehen, daß sie den Pinsel einigermaßen richtig zu handhaben weiß, während allerdings ihre Linke noch eine völlige Unkenntnis von dem farbenfleckenden Wesen einer Palette verrät.

Vautier ist einer der wenigen begnadeten Künstler, die nach einer langen Zeit des Ringens die Früchte einer strengen Selbstkritik ernten, indem sie sich Jahrzehnte hindurch auf der einmal errungenen Höhe

mit Sicherheit behaupten. Seit dem Ende der sechziger Jahre ist von einem Entwicklungsgange des Künstlers eigentlich nicht mehr zu reden, weder in aufsteigender noch in absteigender Linie. Man kann z. B. ein Werk aus der Mitte der siebziger Jahre, wie die „Poststube“ mit ihren wartenden Passagieren, dem Postillon und der Kellnerin, die ihn bedient, getrost neben ein ähnliches, aber noch figurenreicheres Bild aus dem Jahre 1896 stellen, wo sich eine zahlreiche Gesellschaft von Schwarzwälder Bauern und Bäuerinnen mit allem Anhang auf der Heimkehr von einem Wochenmarkt in einem Wirtshaus gütlich thut, dabei aber nicht die gegenseitige Begrüßung nach dem steifen Bauernzeremoniell vergißt. Ein Unterschied ist weder in der

Farbe noch in der Charakteristik zu erkennen, nur daß sich diese dem unermüdetlichen Studienjammer Vautiers zu immer größerer Mannigfaltigkeit gestaltet. Als Charakterzeichner steht er unter den deutschen Genremalern unerreicht da, und das bedeu- net um so mehr, als er sich aus dem großen deutschen Vaterlande doch nur ein verhältnismäßig kleines Stück für seine Vorrichtungen herausgeschnitten hat, die er allerdings mit größter Gründlichkeit betreibt.

Mit den Bildern, die wir als besonders bezeichnend für seine künstlerische Eigenart aus seinem Schaffen herausgehoben und näher analysiert haben, ist der Umfang seiner künstlerischen Thätigkeit noch keineswegs erschöpft worden. Es giebt noch viele Bilder Vautiers, die durch ihr Erscheinen auf großen bedeutungsvollen Kunstausstellungen, durch ihre Aufnahme in öffentliche Sammlungen oder durch Reproduktionen in Kupfer- stich ebenso populär geworden sind, wie ein Teil der von uns in Worten geschilderten oder abgebildeten. Aus der Gruppe der

Humoresken und Idyllen erinnern wir nur an den „Besuch am Herd“ (1873), die „Taschen- spieler“, den „Besuch der Braut“ bei den Eltern ihres Bräutigams (1880), die „Un- freiwillige Beichte“, die ein Geistlicher, der auf einer Wand im Freien sein Brevier liest, von einem Liebespaar in der Nähe zu hören bekommt (1881, im Museum zu Basel), und den „Galanten Professor“ (1885, in der Sammlung Kunstlergut in Zürich). Auf der ernstesten tragischen Seite des Bauern- lebens bewegen sich u. a. die Bilder „Kud- fehr des verlorenen Sohnes“, dessen tief gekrankter Vater sich noch trotzig abwehrend gegen die gütliche Zusprache der alten Lebensgefährtin verhält (1885, in der Kunsthalle zu Hamburg, s. die Studie dazu Abb. 105), die ergreifende Tragödie „Ver- lassen“, deren Wirkung selbst auf jugend- liche Gemüther die beiden für sich sprechen- den Studien Abb. 106 und 107 erkennen lassen, „Der Witwe Trost“ (Abb. 108) und die „Bange Stunde“ (1887, im Bes- sitz des Fürsten von Liechtenstein, Abb. 109).



Abb. 104. Ohne Genehmigung des Hebers. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Abb. 105. Studie zu dem Bilde „Mutter des verstorbenen Sohnes.“

Die junge Frau, die avatisch in einem Lehnstuhl ruht, sichtlich noch von schwerer Krankheit umfassen, ist der Mittelpunkt zärtlicher Sorge einer ganzen Familie. Drei Generationen, die Großmutter, die Schwester, der junge Mann und der blühende Knabe der eben aus der Schule heimgekehrt ist, heften ihr ganzes Sinnen und Denken auf die liebevolle Hausfrau und Mutter, und der Dorfarzt, der eine Krise zu erwarten scheint, teilt ihre Sorgen. Trotz der einfachsten Mittel hat der Künstler diesen Augenblick tiefen Familienleids so geschildert, daß sich auch der Beschauer unwillkürlich zur Teilnahme herangezogen fühlt, und diese Vereinfachtheit des Malers, die keine andere Sprache als die von Herz zu Herz spricht, zwingt auch jeden zur Andacht, der Bantiers „Fischgeher“ entweder durch das

Original im Museum zu Bern oder durch den trefflichen Kupferstich von Paul Girardet kennen gelernt hat. Diese einfache Scene aus dem täglichen Leben hat durch den feierlichen Ernst der Auffassung einen fast monumentalen Zug erhalten. Über das Zufällige hinaus ist sie zu einem Typus patriarchalischen Lebens geworden, zu einem Denkmal echt deutschen Volkstums, an dessen Wurzeln noch nicht die finsternen Mächte gerüttelt haben, die jetzt überall deutsche Art und deutsche Sitte zu vernichten drohen. Von der Last des Alters gebrochen hat der Großvater das Recht, sitzend im Lehnstuhl das Geber vorzuwählen, während die



Abb. 106. Studie zu dem Bilde „Verlassen.“

andern, Söhne, Töchter, Kinder und Gefinde andächtig im Kreise um den Tisch stehen, bis das Amen! das Zeichen zum Ausleiten der Suppe giebt. Nur der jüngste Sprößling der Familie, ein lockiges Knabchen, macht ein verzweifelltes Gesicht, weil ihm die Zeit zu lang dünkt, ehe er sein Brod in die Suppe tauchen kann.

* * *

Walter sind uns am verständlichsten, wenn sie durch ihre Werke unmittelbar auf unsere Augen wirken können. Wir haben darum den Meister soviel wie möglich selbst reden lassen und dem begleitenden Wort nur einen bescheidenen Raum gestattet. Es giebt Künstler, deren eigene Beredsamkeit so groß ist, daß das beschreibende Wort eines andern dahinter zurückbleibt, und durch seine unerhöfliche Kunst



Abb. 107. Studie zu dem Bilde „Vertauschen.“



Abb. 108. Studie zu dem Bilde „Der Witwe Trost.“

Rosenberg, Vautier.

des Fabulierens hat Vautier sich dem deutschen Volke auch so leichtverständlich gemacht, daß seine Kompositionen nur selten eines erläuternden Kommentars bedürfen. Und weil er meist sehr viel, jedenfalls immer etwas zu sagen hatte, war er nicht genötigt, seine Zuflucht zu koloristischen Kunststücken zu nehmen, um die Leere des Inhalts mit einem bunten glitzernden Mantel zu bedecken. Auch hätte ein durch starke Mittel reizendes Motiv, das vrontend in den Vordergrund tritt, das harmonische Gleichgewicht seiner Kompositionen gestört, die Aufmerksamkeit der Beschauer von der intimen Heiligkeit seiner Seelenmaterie abgelenkt. In der Beschränkung auf das Ziel, das er sich gesteckt, hat er ein höchstes erreicht, und darum wird er, wie eine jede abgerundete, zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte gediehene

kinimerische Individualität, einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst behaupten. Was ihm eine kurzzeitige Kritik unserer Zeit zum Vorwurf gemacht hat, daß er mehr Erzähler als Maler sei, wird ihm, wenn die Lehren der Kunstgeschichte nicht trügen, die Nachwelt zu besonderem

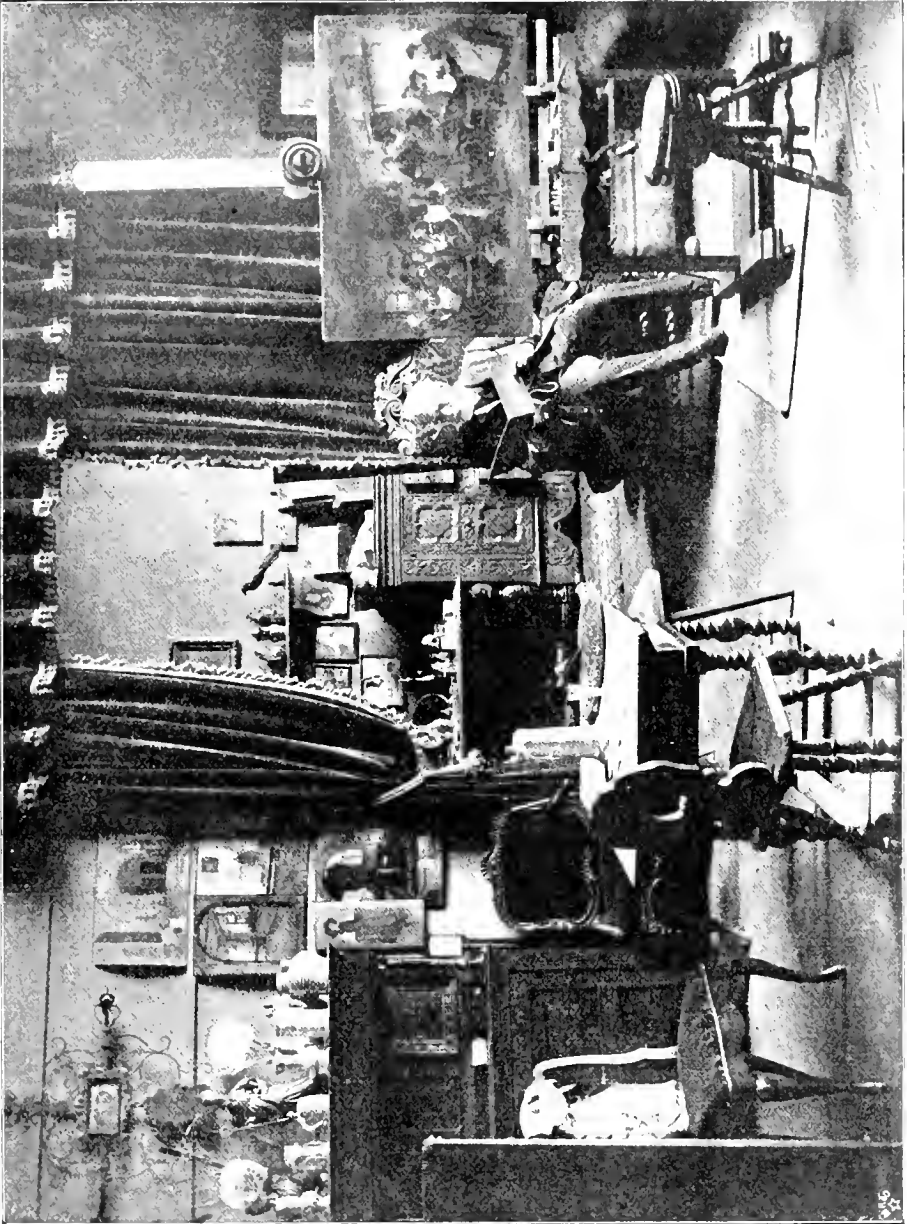
Vautiers Bilder, gleich denen Desreggers, noch früher erringen, weit die Welt, die er, wie wir Lebenden noch kontrollieren können, mit unverbrüchlicher Wahrheit nicht bloß äußerlich schildert, sondern in ihrem innersten Wesen erfasst hat, vor dem Untergange steht. Daß es ihm, dem



Abb. 109. Studie zu dem Bilde „Vange Stunde.“

Ruhme anrechnen. Wir haben gesehen, wie gerade die „Erzähler“ unter den florentinischen, venezianischen und niederländischen Malern des 15. Jahrhunderts durch die Klarheit, Unbefangenheit und Treue in der Schilderung ihrer Zeitgenossen in unsern Tagen zu hoher Schätzung gelangt sind, weil ihre Schöpfungen zugleich wertvolle Urkunden für die Sittengeschichte ihres Jahrhunderts sind. Diese Schätzung werden

Schweizer französischer Abtammung, gelingen ist, so tief in die Seele eines der charaktervollsten und tüchtigsten deutschen Volkstämme einzudringen und in allen ihren Saiten zu lesen, hebt den Unterschied der Nationalitäten auf. Ein Deutscher in der Gegend ist der klassische Maler des Schwarzwaldes auch ein Deutscher in der Kunst, den wir mit Stolz den unsrigen nennen dürfen!



Benjamin Sautter in seinem Atelier. Grab einer Aufnahme von Emil Nad in Zimmetort

ND Rosenberg, Adolf
588 Vautier
V3R8

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

